

MEDIEN

Forum für historische & Kommunikationsforschung

&
ZEIT

Die weiße Weste
Zum René-Marčić-Preis 1988/89

Die umstrittenen Preisträger
Alfons Dalma — Ilse Leitenberger — Viktor Reimann

„Sätze, die uns ins Tiefste erschreckt haben“
Ein Gespräch mit Hilde Spiel

1/89

Jahrgang 4

Medieninhaber und Herausgeber:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;
Vorstand des AHK:

Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann), DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Dr. Fritz Hausjell (Geschäftsführer), Dr. Peter Malina (Geschäftsführer-Stv.), Dr. Hannes Haas (Kassier), Dr. Theodor Venus (Kassier-Stv.), Margit Steiger (Schriftführerin), Dr. Rudolf Holzer (Schriftführer-Stv.), Dr. Peter Lüftenegger, Margit Suppan, Dr. Hannes Zimmermann

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Dr. Robert Knight (London), Dr. Arnulf Kutsch (Münster), Dr. Edmund Schulz (Leipzig)

Redaktion:

Vorstand des „Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung (AHK)“; redaktionelle Leitung dieses Heftes: DDr. Oliver Rathkolb, Margit Steiger und Dr. Hannes Zimmermann

Lektorat:

Eva Wasmuht

Hersteller:

Texteingabe: Dr. Ulrike Horak
Satz: Fa. Adolf Holzhausens NfG., 1070 Wien, Kandlgasse 19–21
Layout: Dr. Fritz Hausjell und Eva Wasmuht
Druck: HTU-Wirtschaftsbetriebe Ges. m. b. H., 1040 Wien, Gußhausstr. 27–29

Erscheinungsweise:

MEDIEN & ZEIT erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): öS 45.—

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 150.—

Ausland (inkl. Versand auf Landweg): öS 215.—

Studentenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 110.—

Ausland (inkl. Versand auf Landweg): öS 175.—

Bestellungen an *MEDIEN & ZEIT*, 1014 Wien, Postfach 208, oder über den gutsortierten Buch- und Zeitschriftenhandel
ISSN 0259-7446

Bankverbindungen:

Creditanstalt-Bankverein, Konto-Nr. 0120-03513/00
Österreichische Länderbank, Konto-Nr. 257-107-907/00
Österreichische Postsparkasse (PSK), Konto-Nr. 7510.438

Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Wien

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Grundlegende Richtung: *MEDIEN & ZEIT* ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum für eine kritische und interdisziplinär ausgerichtete Auseinandersetzung über Methoden und Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

Medieninhaber und Herausgeber: Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;

Vorstand des AHK: Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann), DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Dr. Fritz Hausjell (Geschäftsführer), Dr. Peter Malina (Geschäftsführer-Stv.), Dr. Hannes Haas (Kassier), Dr. Theodor Venus (Kassier-Stv.), Margit Steiger (Schriftführerin), Dr. Rudolf Holzer (Schriftführer-Stv.), Dr. Peter Lüftenegger, Margit Suppan, Dr. Hannes Zimmermann

Inhalt

Editorial 1

Die weiße Weste. Zum René-Marčič-Preis 1988/89 der Salzburger Landesregierung.
Gert Kerschbaumer 2

„Das waren Sätze, die uns wirklich ins Tiefste erschreckt haben.“
Ein Gespräch mit der Publizistin Hilde Spiel über das Bedenkjahr 1988 und den umstrittenen René-Marčič-Preis für Publizistik.
Fritz Hausjell 13

„Was unsere Zeit vor allem braucht, ist Geist der Versöhnung, der Volksgemeinschaft.“ Ein Beitrag zur Biographie des Journalisten Alfons Dalma.
Fritz Hausjell/ Oliver Rathkolb. 18

„Wieder Fuß fassen, nicht gefragt werden, schweigen dürfen.“ Ilse Leitenberger. Ein österreichischer Lebenslauf.
Peter Malina. 26

Viktor Reimanns Publizistik zwischen 1945 und 1955.
Oliver Rathkolb 35

Rezensionen 39

Autoren dieser Ausgabe

- Dr. Fritz HAUSJELL (1959), Vertragsassistent am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien
- Mag. Dr. Gert KERSCHBAUMER (1945), Lehrer an der Höheren Technischen Lehranstalt Hallein und Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik der Universität Salzburg
- Dr. Peter MALINA (1941), Lehrbeauftragter und Leiter der Fachbibliothek am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien
- DDr. Oliver RATHKOLB (1955), Mitarbeiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften Wien

Editorial

Hatte *Medien & Zeit* mit früheren Ausgaben eindeutige inhaltliche Schwerpunkte — mit historischer Zentrierung — gesetzt, so beschlossen die Herausgeber, sich mit dieser Nummer einmal höchst Aktuellem und Gesellschaftspolitischem zu widmen: Wir bringen Profile der umstrittenen* Dr.-René-Marčić-Preisträger der Jahre 1988/89: Alfons Dalma, Ilse Leitenberger und Viktor Reimann.

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: Dabei geht es keinesfalls um eine Neuauflage politischer Schuldzuweisung oder Inquisition. Ziel ist vielmehr eine umfassende Zusammenstellung jener publizistischen Öffentlichkeit in den ersten Nachkriegsjahren der Zweiten Republik, die die Genannten vermittelt haben. Denn um diese hätten sich die drei Preisträger — so die inhaltliche Begründung der Jury unter dem Vorsitz von Gerd Bacher — in höchstem Maße verdient gemacht.

Nicht zufällig, sondern mit Absicht wurde vom Juryvorsitzenden Gerd Bacher, einem bewußten Angehörigen der Kriegsgeneration, mit dieser Wahl der Preisträger Ende 1988 ein Kontrapunkt zum Bedenkenjahr („1938“) gesetzt. Einen Schlußstrich wollten die nunmehr ausgezeichneten Mitglieder der Nachkriegsredaktion der *Salzburger Nachrichten* unter ihrem Chefredakteur, dem ehemaligen KZ-Häftling Gustav A. Canaval, ziehen, einen Schlußstrich unter die Beschäftigung mit der nationalsozialistischen „Ära“, mit den Greueln des Zweiten Weltkrieges als Folge der deutsch-österreichischen Aggression, mit dem Holocaust. Nicht diese Vergangenheit sollte kritisch hinterfragt werden, sondern jene, die das Regime mitgetragen hatten — dazu gehörten nun einmal die Mitglieder der NSDAP, sollten ohne viel Diskussion in das politische Leben der jungen Zweiten Republik integriert werden. Wobei in Kauf genommen wurde, daß damit die Tradierung zahlreicher Vorurteile faschistischer Prägung stattfand.

Dalma, Leitenberger, Reimann und auch Bacher „lernten Österreichisch“ in der *Salzburger Nachrichten*-Redaktion unter Canaval. Doch dieses „Österreichisch Lernen“ bedeutete, nur die Nachkriegsfolgen aufzuzeigen — ohne die eigentlichen Ursachen zu analysieren. In concreto war dies eine permanente Kampagne gegen die Entnazifizierungsgesetzgebung, ein Einsatz für die Aufdeckung der Kriegsverbrechen der Alliierten und ein Bemühen um Rehabilitierung des Militarismus unter dem Deckmantel der Integra-

tion der Frontsoldaten. Sie verwendeten dabei Argumente und Sprachmuster, die von den Nationalsozialisten kreiert oder übernommen worden waren. Und zeitweise setzten sie sich auch für eine „Vierte Partei“, eine Partei der ehemaligen NSDAP-Mitglieder, ein. Plötzlich waren nicht mehr die Opfer des Nationalsozialismus die echten Märtyrer, sondern die Opfer des Bombenkrieges.

Sicherlich wäre es völlig falsch, den *Salzburger Nachrichten* und ihrer politischen Linie blanken Neonazismus in den Jahren 1946/47 bis 1955 zu attestieren. Dazu waren die Beteiligten zu intelligent. Und zum Teil akzeptierten sie auch Fakten der Nachkriegsaufklärung wie etwa das Ausmaß des Holocaust und die Kriegsverbrechen der Nationalsozialisten. Aber all diese Greuel wurden von ihrer gesellschaftlichen Basis — und diese war nun einmal die Akzeptanz des Nationalsozialismus durch breite Schichten der Bevölkerung in Deutschland und Österreich — abstrahiert.

Gerd Bacher meinte vor kurzem im Vorwort zum zweiten Band von Portisch/Riffs *Österreich II*, daß sich der Nachkriegsjournalismus mit den Fragen des Nationalsozialismus und dessen Bewältigung in der Nachkriegszeit genügend auseinandergesetzt habe. Genau diese These Bachers, die auch zur Folge hatte, daß er seine ehemaligen Redaktionskollegen für diesen Preis vorschlug, wird von den Autoren des vorliegenden Heftes aufgrund eben dieser Publizistik bestritten. Hunderte von Artikeln der Preisträger wurden analysiert und mit einer Reihe von Dokumenten aus der NS- und Nachkriegszeit zu Analysen der Art und Weise der Vergangenheitsbewältigung zusammengestellt.

Das Ergebnis dieser Bemühungen wird manche nicht zufriedenstellen: Dalma, Leitenberger und Reimann haben sich einen Preis, der den Namen René Marčić trägt, eigentlich im wahrsten Sinn des Wortes „verdient“. Und in dieser Hinsicht war auch das Engagement Bachers als Juryvorsitzender stringent. Marčić, der in der Geschichte der Rechtswissenschaft als Vertreter eines liberalen katholischen Naturrechts aufscheint und sich in vielen Fragen der Rechtsreform auf der Seite der Fortschrittlichen befand — nicht zu Unrecht stellten sich engagierte Sozialisten wie Günther Nenning oder Herbert Moritz in den sechziger Jahren hinter ihn —, war in den ersten Jahren nach 1945 in Fragen der Vergangenheitsaufarbeitung auf der Seite jener zu finden, die sie verhindern wollten. Er hat dabei auch nicht auf verdeckte ideologische Untergriffe verzichtet, wie beispielsweise in seiner Auseinandersetzung mit Peter de Mendelssohn deutlich wurde (siehe dazu das Gespräch mit Hilde Spiel in diesem Heft).

Die Redaktion

* Vgl. *Profil* 46/1988 und 2/1989 (sowie Leserbriefe dazu in *Profil* 52/1988 und 4/1989) und *Medien Journal* 4/1988.

GERT KERSCHBAUMER

Die weiße Weste

Zum René-Marčić-Preis 1988/89 der Salzburger Landesregierung

EUROPA WIRD NUR GENESEN, wenn Deutschland genest. Deutschland aber wird nur genesen, wenn man es als gleichberechtigten Partner in die Völkerschar aufnimmt. Von dieser Warte aus gewinnen die wesentlichsten Ereignisse, die in oder um Deutschland in letzter Zeit vor sich gingen, eine klare Sicht. Das erste Ereignis ist der Londoner Sechsmächtepakt, der Deutschland in zwei Teile aufspaltet und dadurch eine Lage schuf, die sämtliche Verträge und Erklärungen, welche die Alliierten abgeschlossen oder abgegeben haben, außer Kraft setzt und dadurch auch das Problem Deutschland auf eine völlig neue Ebene rückt. Wenn die Alliierten die Verträge brechen und ihre feierlichen Deklarationen verwerfen, so steht ihnen wohl nicht mehr das Recht zu, sich als moralische Sieger zu fühlen. Was in den Jahren seit Kriegsende an Barbarei von Tschechen, Polen, Jugoslawen und anderen Völkern den Deutschen angetan, wie Deutschland hemmungslos ausgebeutet und jedes moralische Gefühl in einem Volk erstickt wurde, hebt all das nicht das nationalsozialistische Unrecht auf? Die besiegten Völker brauchen sich heute nicht mehr vor den Siegern zu schämen. Muß nicht heute jeder Deutsche, der in einem Konzentrationslager gewesen ist, von Zweifeln geplagt werden, weil alle Ideale, für die er einst eingetreten ist, schamlos in den Kot gezerrt wurden und eigentlich nichts mehr übrig blieb, als daß ein einziges Volk die Sünden einer ganzen Welt abbüßen soll?

Viktor Reimanns Kolumne „Vabanque-Spiel um Deutschland“ (*Salzburger Nachrichten*, 3. 7. 1948, 7) enthält einige Elemente jener „Gemeinschaftsleistung“ der drei Preisträger (und anderer Journalisten), die „entscheidend zu Aufbau und Entwicklung der nach 1945 gegründeten Salzburger Nachrichten“ beigetragen haben. Auch bietet sie dem politisch Denkenden eine Erklärung, warum dem „fulminanten Leitartikler“, dem „Mann der ersten Stunde“, das „nach freiem Wort lechzende Publikum“ mit Waschkörben von Leserbriefen dankte. Apologetische Tendenzen im Hinblick auf die NS-Zeit sind unschwer zu erkennen: Das „nationalsozialistische Unrecht“ wird erwähnt, die „Nachkriegsverbrechen“ (verwendeter Begriff in einigen anderen Artikeln) der „Sieger“, die „Barbarei von Tschechen, Polen, Jugoslawen und anderen Völkern“ werden hervorgehoben und aufgelistet, die Verbrechen der Deutschen werden bagatellisiert oder gerechtfertigt, einem besiegten Regime aufgeladen; aus der Perspektive eines deutschen KZlers wird den „Siegern“ der moralische Vorwurf gemacht, die „Ideale“ besudelt zu haben, wird das gesamte deutsche Volk als Sündenbock der Welt hingestellt; das Täter-Opfer-Verhältnis wird also umgedreht (Rachejustiz, Kollektivschuld).

(Wieder-)Aufbau ist nicht Neuaufbau, nicht erste Stunde im Sinne der „Stunde Null“-These, auch nicht demokratisches Bewußtsein, da es nicht über Nacht vom Himmel fällt. Erinnert sei an Antonio Gramscis Charakterisierung des Alltagsbewußtseins, das Gruppenzugehörigkeit vermittelt, aber gleichzeitig inkohärent und heterogen zusammengesetzt ist. Es enthält nebeneinander „Elemente des Höhlenmenschen“ und der „fortgeschrittensten Wissenschaft“; seine Elemente sind zum großen Teil „Ablagerungen“ von Bewußtseinsformen vergangener Epochen. Die verschiedenen Erfahrungen des Individuums bilden darin ein Nebeneinander heterogener Bestandteile, deren Widersprüchlichkeit in der Regel der Selbstreflexion entzogen ist. Ideologien stiften die Einheit von Gruppen, indem sie das widersprüchliche Nebeneinander kohärent machen, die sich gegenseitig blockierenden Elemente „in Ordnung“, in eine ideologische Ordnung bringen. Die Ordnungsmacher sind Identitätsstifter, bekommen Macht „über die Herzen des Volkes“ und wohl auch über dessen „Waschkörbe“ — eine Verbrämung der Realität, eine Form des „Waldheimelns“: Denn 1948 meinten noch 40 Prozent der Befragten, daß der Nationalsozialismus eine gute Idee gewesen, nur schlecht durchgeführt worden sei. Bei den Gemeinderatswahlen 1949 der Stadt Salzburg übertraf der „Verband der Unabhängigen“ (VdU) mit 30 Prozent sogar die ÖVP. Der „überparteiliche“ VdU-Präsidentenchaftskandidat Dr. Breitner erhielt in der Stadt Salzburg sogar 48 Prozent der Stimmen. 1956 definierten mehr als 60 Prozent der befragten Salzburger ihre Identität als „deutsch“ (zum Vergleich: 24% in Wien). Die in diesem Kontext sich häufenden Feindbilder, welche die „Waschkörbe“ vermutlich zudeckten, dürfen nicht wegetuschiert werden.

Oscar Pollak meint 1946, daß es die meisten Menschen gar nicht spüren, wie sie noch im Nazijargon reden und schreiben, dem schauerlichen Diktatur-Deutsch, gemischt aus großmäuligen Phrasen und dem gräßlich-tüchtigen Amtsstil der Nazi-Partei-Bürokraten. Dem angesagten Kampf gegen den „inneren Nazi“ stand jedoch ein anderer Kampf gegenüber, der oben erwähnte „Ablagerungen“ mobilisierte. Sie werden hier abgeklopft, konturiert und einer kritischen Deutung zugeführt.

Salzburg:

Das Tor des besseren Deutschland

Clemens Krauss bringt im März 1945 als „letztes großes Werk“ Wilhelm Jergers „Volks“-Oratorium *Hymnen an den Herrn* zur Aufführung. Im Mai 1947 fährt Viktor Reimann nach Wien, wo er sich das erste Konzert, das Krauss in der Nachkriegszeit gab, anhört. Kurz darauf dirigiert Krauss im Mozarteum.

Reimann berichtet ausführlich und überschäumend: Das Mozarteumorchester habe seit dem „Zusammenbruch“ keine derartige Leistung vollbracht. Reimann äußert den innigen Wunsch, Krauss möge die Stelle des Generalintendanten bekleiden. Ihn müsse die Aufgabe, Salzburg zu einem „österreichischen Weimar“ auf dem Gebiete der Musik zu gestalten, besonders reizen. (SN 24. 5. 1947, 5) Reimann verliert freilich kein Wort über die Privilegien, Aktivitäten und Funktionen des belasteten Dirigenten in der NS-Zeit (als Privilegierter auf der Liste der „Gottbegnadeten“, Leiter der „Reichshochschule für Musik — Mozarteum“, der Salzburger Festspiele u. a.).

„Salzburgs Sendung“ nennt Reimann im Jahre 1948 einen Leitartikel, in einer makabren Parallele zu Otto Kunz' „Die Sendung Salzburgs in die Zukunft“ des Jahres 1938 stehend, allerdings der neuen Situation angepaßt: Weimar und Wien, geistige Zentren und Bollwerke Europas, seien in den östlichen Machtbereich gefallen und so zum düsteren Symbol des abendländischen Niederganges geworden. Nur hier in Salzburg sei plötzlich eine Insel der Freiheit entstanden, sei Europa erwacht. Wo anders denn in Salzburg könne die geistige Wiedergeburt des Abendlandes ihre ersten Wurzeln schlagen. Der Osten scheide aus, weil er immer nur Empfänger oder Zerstörer europäischen Kulturgutes gewesen und sein eigenes Kulturgut dem Westen stets etwas Fremdes geblieben sei. So bleibe nur Salzburg übrig. Salzburg sei „das Tor des besseren Deutschland“. (SN 31. 7. 1948, 1) Die Kulturpolitik der Festspielstadt sollte dahin wirken, eine „deutsche“ und „abendländische“ Kulturmetropole, ein Bollwerk gegen den angeblich zerstörerischen und kulturlosen „Osten“ (Wien eingeschlossen) zu installieren und die „gottbegnadeten“ Künstler durch einen Waschtunnel zu schleusen, landend auf der „Insel der Freiheit“, wo sie ihren Beitrag zur „geistigen Wiedergeburt des Abendlandes“ zu leisten hätten.

In der Replik Marcel Rubins auf diese „Salzburger Phantasien“ ist zu lesen: „Geistig erholt“ habe sich allem Anschein nach in der neu gewonnenen Freiheit noch nicht der Kulturkritiker der *Salzburger Nachrichten*. Salzburgs Lebenswille werde sich auch gegen diejenigen durchsetzen, die Salzburg gern zum „Tor des besseren Deutschland“ machen möchten und denen es nicht bekannt sei, daß Wien, das angeblich „düstere Symbol abendländischen Niedergangs“, mit seiner Oper, seinen Philharmonikern und vielen seiner besten Schauspieler heute so wie gestern und morgen zu den treuesten Mitarbeitern der Festspiele gehöre. Österreich und Salzburg würden sich durchsetzen auch gegen die letzten, kläglichen Epigonen der großdeutschen Propaganda, denen Salzburg im Grunde ebenso gleichgültig sei wie Wien, das österreichische Kulturgut ebenso fremd wie das

„östliche“, Mozart und Grillparzer ebenso wie Tschairowskij und Tolstoi. Dafür würden die Österreicher und unter ihnen nicht zuletzt die Salzburger sorgen. (*Salzburger Tagblatt* 2. 8. 1948, 2)

Kultura gegen Deutsche Seele

Hans Pfitzners Kantate *Das dunkle Reich* wird 1947 in Salzburg uraufgeführt. Dirigent ist Hans Rosbaud, von 1941 bis 1944 Generalmusikdirektor in Straßburg. An der Orgel sitzt der ehemalige Landesleiter der Reichsmusikkammer, Franz Sauer. Die Pfitzner-Huldigung erreicht in den Jahren 1948/49 ihren Höhepunkt (80. Geburtstag und Tod): Hans-Pfitzner-Tage (wie im Jahre 1940), Aufführung der Kantate *Von deutscher Seele* (Texte von Eichendorff) u. a. Pfitzner hat schon 1920 eine Verschwörungstheorie begründet, welche die Überzeugung beinhaltet, daß nach der physischen Niederlage Deutschlands eine ausländische Machtgruppe am Werk sei, nun auch das geistige und kulturelle Leben „des Volkes der Dichter und Denker“ zu ruinieren. Damit sein Anliegen besser Gehör findet, beschwört er die Einheit der deutschen und europäischen Kultur. Er glaubt, damit ein Menetekel vom musikalischen „Untergang des Abendlandes“ zu besitzen. (Fred K. Prieberg: *Musik im NS-Staat*, Frankfurt/Main 1982, 34)

Pfitzner, Epigone der deutschen Romantik, Antisemit, Kämpfer gegen „Kulturbolschewismus und Kulturverjudung“, Reichskultursenator und Privilegierter auf Goebbels' Sonderliste der „Gottbegnadeten“, übersiedelt 1948 nach Salzburg. Reimann meint, daß es dem Niedergang des Abendlandes und insbesondere des deutschen Volkes entspreche, daß der innerlichste und deshalb in tiefstem Sinne des Wortes abendländische Komponist der Gegenwart in einem Altersasyl die letzte Spanne seines Lebens verbringen müsse. (SN 22. 5. 1948, 3) Die Zerschlagung des „dunklen Reiches“, die Befreiung vom Faschismus, wird als Niedergang des Abendlandes und des deutschen Volkes gedeutet. Europa, Deutschland und Pfitzner werden in dieser Diktion zum Opfer der Zerschlagung des Faschismus, der Befreiung.

Salzburgs kritische Öffentlichkeit, anscheinend in den Kerkern des „dunklen Reiches“ zermürbt, schweigt. Der kritische Nachruf kommt aus dem „Roten Wien“. Ilse Leitenberger verteidigt die „deutsche Seele“ gegen den, wie sie meint, „geistigen Terror“, der im „Mäntelchen monopolistischen Österreichertums“ auftrete.

Der kommunistische Stadtrat (Viktor Matejka, 1938 mit dem ersten Transport ins KZ deportiert, Ann. d. Verf.) glaubt es seiner ‚Kultura‘ schuldig zu sein, dem Meister des ‚Palestrina‘ ins Grab nachschmähen zu müssen, daß dieser bei Lebzeiten nicht aktiv gegen das Dritte Reich Stellung genommen habe ...“ (SN 8. 6. 1949, 6)

Die Vertreter der „Kultura“, die den Namen Österreich usurpierten, schreckten also nicht einmal davor zurück, des „Meisters“ Grab zu schänden, sich gegen das „Abendland“ zu verschwören. Im Gegensatz zu Reimann, der Wien dem östlichen Machtbereich zurechnet, hält Leitenberger die Kulturmetropole nicht für verloren. Sie liege sechzig Kilometer von „Europas Kulturgrenze“ entfernt und sei somit „das östlichste und damit das vorderste und gefährdetste Bollwerk deutschen Geistes“. (SN 28. 9. 1949, 2)

Eingeschleppte Festspiel-Maulwürfe

In der Kolumne „Festspiel-Maulwürfe“ kritisiert Ilse Leitenberger den Komponisten Gottfried von Einem und den Leiter der Bundestheaterverwaltung Dr. Egon Hilbert (Kuratorium der Festspiele). Einem habe Oscar Fritz Schuh und Caspar Neher „eingeschleppt“ (lt. Duden werden u. a. Läuse eingeschleppt), „noch schlimmer“, auch Frank Martin und Carl Orff; Einem sollte doch eigentlich zufrieden sein, daß man seinem *Danton* hier ins Leben verholfen habe. (Einem wurde übrigens später zum Sündenbock der Brecht-Affäre gestempelt und hinausgeworfen.) Das „schwärzeste Übel“ aber sei und bleibe jener Ministerialrat (Hilbert, ehem. KZler, Anm.), in dessen Person sich der Bund „(...) so große Rechte anmaße.“ (Vgl. dazu: Viktor Reimann: *Wien gegen Salzburg? Hintergründe eines Kulturstreites*, in: *Die Neue Front* 1950/40) Während Reimann in seiner Anti-Wien-Attacke pauschal mit Hilbert abrechnet, die völkisch- und katholisch-kleinbürgerlichen Ressentiments der Mozart-Stadt gegenüber Wien mobilisierend, bewahrt sich Leitenberger auf den ersten Blick eine differenzierte Sicht:

(...)der des weiteren für eine Elisabeth Schwarzkopf oder einen Werner Krauss, um nur zwei illustre Namen zu nennen. Auftrittserlaubnis in Österreich — und damit im Ausland — erwirkte, ehe sie in Deutschland wieder arbeiten durften. Unter dem ein Karl Böhm, ein Wilhelm Furtwängler und auch ein Clemens Krauss z u e r s t in Österreich dirigierten, also lange bevor z. B. letzterer in diesem vierten Friedensjahr den Posten eines Münchner Opernchefs als „untragbar“ nicht erhalten konnte. (SN 31. 12. 1949, 5)

Das Lob der Verdienste Hilberts bewegt sich freilich im Kontext der staatstragenden Geschichtslüge, der Strategie des Vertuschens und Zuschüttens sowie der Herausbildung des apolitisch-musischen Österreich-Images. Die Kritik hingegen richtet sich gegen die mäßig bewegte Erneuerung, gegen das Konzept Inhalt vor Mega-Stars auf dem bis dahin behaupteten Terrain der Kulturrestauration.

Rotfaschisten gegen Demokraten Nadler

Die „kläglichen Epigonen der großdeutschen Propaganda“ haben weiterhin ihren Lehrern und

Vorbildern ihre Reverenzen erwiesen, sind für sie, bepackt mit dem Wortarsenal der vergangenen Epoche, auf die Barrikaden gestiegen. Reimann, Schüler von Heinrich von Srbik und Josef Nadler, habe sich für „des großen Historikers Ideengänge des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ begeistert und „in diesem Geiste sich mit dem Werden einer deutschen Neuerungsbewegung“ beschäftigt. (*Die Neue Front* 1949/50) Srbik und Nadler sind bekanntlich 1945 außer Dienst gestellt worden. In den *Salzburger Nachrichten* und in der *Neuen Front* erscheinen apologetische „Würdigungen“ und Buchbesprechungen:

Taras von Borodajkewycz: *Geist und Geschichte* — Heinrich von Srbik und sein neues Werk (SN)

Taras Borodajkewycz: *Die Sünde wider den Geist* (*Neue Front*)

Viktor Reimann: *Heinrich Srbik* (*Neue Front*)

Nadler sei zu einer Art Leit- und Identifikationsfigur für das sich neu formierende politische Lager („Vierte Partei“, „Verband der Unabhängigen“/VdU, Anm.) aus ehemaligen Nationalsozialisten, alten Großdeutschen und einigen Feigenblattliberalen geworden, so Sebastian Meissl. (*Der „Fall Nadler“*, in: *Verdrängte Schuld, verfehlt Sühne*, Hrsg. v. Meissl u. a., Wien 1986, 281—301)

Der „Kulturkampf“ setzt im Sommer 1948 mit Rehabilitierungsartikeln ein, verschärft sich dann, überlagert vom „Kalten Krieg“, endet mit „Duellen“ vor dem Richter. Die „Wiener Front“ rekrutiert sich aus dem „Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten Österreichs“, aus dem PEN-Club und aus „linken“ Zeitungen und Kulturzeitschriften, die „Salzburger Front“ aus dem „Verband der Unabhängigen“, deren Organen und aus den *Salzburger Nachrichten*. Edwin Rollett, Präsident des genannten Schriftstellerverbandes, richtet eine durch 75 Unterschriften österreichischer Intellektueller und Künstler unterstützte Denkschrift an das Unterrichtsministerium, die im Rückblick als letzter Versuch gesehen wird, den „inneren Nazi“ zu diskutieren und zu bekämpfen. Zu den Unterzeichnern zählen u. a. Franz Theodor Csokor, Friedrich Heer, Fritz Hochwälder, G. W. Pabst, Fritz Wotruba und Oskar Maurus Fontana. *Die Salzburger Nachrichten* veröffentlichen die sogenannte Schandliste, die auf der anderen Seite als Pranger- und Boykottliste verstanden wird. Die Front im „goldenen Westen“ führt eine mehrmonatige Kampagne gegen die Unterzeichner, Viktor Reimann ist federführend:

Ein kritischer Fall — (...) Der Initiator des Ganzen aber, Dr. Edwin Rollett, ist doch einer näheren Betrachtung wert. Dr. Rollett ist Präsident des Verbandes demokratischer Schriftsteller. Nun ist dieser Verband gar nicht demokratisch, sondern nur volksdemokratisch, was mit Autorität gleichzusetzen ist. (...)

Jedenfalls ist Dr. Rolletts Verhalten in verschiedenen Fällen, insbesondere aber im Falle Prof. Nadlers, ein Faustschlag wider demokratische Prinzipien und wider den guten Ton, der unter geistig schaffenden Menschen herrschen soll. (...) (SN 22. 1. 1949, 5)

Die Strategie ist dadurch gekennzeichnet, daß sie aus der Position des „Weiße-West-Demokraten“ die NS-Vergangenheit oder zumindest das ambivalente Verhalten der Unterzeichner herausstreicht, daß sie dem Verband den demokratischen Charakter abspricht, ihn als kommunistisch diffamiert, stigmatisiert und Josef Nadler zum Sündenbock der Nachkriegspolitik und zum Opfer der roten Verschwörung erklärt.

Die Medienkampagne löst sich vom Fall Nadler, die Salzburger Presse polemisiert nur mehr gegen Rollett und die gebrandmarkten Künstler und Autoren („Haß ohne Ende“), so z. B. gegen Fritz Wotruba und Hans Weigel, der durch sein Eintreten für den Bildhauer involviert wird. Hans Weigel, der während der NS-Zeit in die Schweiz emigriert sei, um dort ein kommunistisch infiltriertes Kabarett zu leiten, sei nun (...) wieder aus Wien nach dem Westen (Salzburg, Anm.) emigriert. Es gebe zwar Schmutz- und Schundgesetze, doch auf dem Umweg über die sogenannte „moderne Kunst“, beispielsweise eines Fritz Wotruba, komme der Schmutz in ganzen Kübeln über die („unsere“) Jugend, so Reimann. (*Die Neue Front* 1952/17) Thorak sei Bejahung, sei Tradition (...). Er gehöre zu jenen Menschen, die an das Abendland und an die abendländische Kultur glaubten und einen Beitrag für dieses Abendland leisteten (...). Wotruba sei Verneinung. Sein Werk künde vom Untergang des Abendlandes, den Oswald Spengler schon lange prophezeit habe, so Reimann. (*Die Neue Front* 1950/33) Welchen Beitrag Josef Thorak für das „Abendland“ geleistet hatte, ist bekannt, ebenso der nationalsozialistische Vernichtungsfeldzug gegen die Moderne, deren Platz der Monsterkitsch Thoraks usurpiert hatte. Die Attacken gegen kritische Künstler, gegen die Moderne und die Avantgarde haben bis heute eines gemeinsam, den „Motor“: die kleinbürgerliche Mentalität, den Krämergeist und den Mangel an kultureller Substanz, an Aufklärung, Toleranz und Zivilcourage.

Im Hinblick auf die ideologische Einheitsfront Salzburger Tageszeitungen und anderer Schriften ist eine differenzierende Anmerkung zu machen. Die *Salzburger Nachrichten* agieren bis 1948 — gemeinsam mit anderen Zeitungen — zwar als „fourth party threats“ (z. B. „Heimkehrer entscheiden politische Zukunft — Die Heimkehrer wünschen ‚Vierte Partei‘ als Rechtspartei — ‚Unzufriedene‘ stimmen für Partei der Mitte“), ihr Chefredakteur, Gustav Canaval, führt aber im Wahlkampf 1949 eine Anti-VdU-Pressenkampagne, von der ÖVP und Erzbischof

Rohracher gestützt. Die *Salzburger Nachrichten* veröffentlichten am 6. Oktober 1949 ein Dokument, aus dem hervorgeht, daß Dr. Herbert Kraus, Bundesobmann des VdU, gegen Bezahlung dem „Jüdischen Komitee“ Salzburg eine Liste mit „arisierten“ Unternehmen und Liegenschaften zukommen habe lassen. Das „Abnormale“ liege darin, daß ihnen (den Juden, Anm.) dabei als „eifriger Agent“ jener Mann gedient habe, der heute die Interessen der vom NS-Gesetz Betroffenen (ehemaligen Nazis, Anm.) zu vertreten behauptete, so die *Salzburger Nachrichten*. Diese Veröffentlichung wirkt dahin, den VdU-Obmann als Verräter, Judas oder dgl. zu zeichnen und damit als eingefleischten Antisemiten in das ÖVP-Lager zu ziehen.

Verschwindende ausländische Minderheit und Alibi-Juden

Viktor Reimann: „Problem Thomas Mann?“

... Thomas Mann hat sich jedoch vom Ästheten der Dekadenz zum haßerfüllten Politiker gewandelt. Dies ist der Grund, warum sein Wort gerade dort so echoloth verhallt, wo es den fruchtbarsten Boden finden sollte, in Deutschland. (...) Er war noch von Zeit zu Zeit während des Krieges im Londoner Rundfunk zu hören, obschon man eine fremde Stimme zu vernehmen glaubte, eine Stimme, die keinem Dichter, sondern einem Politiker anzuhören schien. Nach dem Kriege aber war jede Spur von dem Deutschen Thomas Mann verschwunden. Da gab es nur einen Amerikaner Mann, der härter als mancher Ursprungsamerikaner über Deutschland urteilte und der sich sogar der deutschen Sprache zu schämen schien, weil er in Europa Reden in englischer Sprache hielt, was wohl von wenig Dankbarkeit jener Sprache gegenüber zeugt, der Mann seinen Weltruhm verdankte. (...) Er, der seine Stimme gegen das von Deutschland begangene Unrecht erhob, erhebt sie nicht mehr gegen das Unrecht, das heute nichtdeutsche Völker tun. (...) Bis aber Thomas Mann sich seines Volkes erinnert, wird ihn sein Volk vergessen haben. (SN, Datum auf der UB-Kopie abgeschnitten)

Bekannt ist das in München 1933 verbreitete, von zahlreichen Künstlern, darunter Pfitzner, Knappertsbusch und Richard Strauss, unterzeichnete Pamphlet („Protest der Richard Wagner-Stadt München“), das dem „undeutschen Snob“ Thomas Mann das „Recht auf Kritik wertbeständiger deutscher Geistesriesen“ abspricht. Das auf das Verhalten des Emigranten zielende Begriffsinstrumentarium aus Goebbels' Propagandaarsenal dürfte in der Nachkriegszeit noch unreflektiert in den Köpfen der Menschen verankert und somit auch mobilisier- und aktualisierbar gewesen sein. Der „Ästhet der Dekadenz“, der emigrierte „Amerikaner“ Thomas Mann, gehört in diesem Denkschema zur Kategorie der Verräter am Deutschtum, ihm werden die Attribute Haß und Undank zugeordnet, ihm wird das Schweigen über die aufrechenbaren „Nachkriegsverbrechen“ angelastet.

Im Gegensatz dazu werden jene Künstler, die „nur der Kunst dienen“, von der Vergangenheit

reingewaschen, zu den Festspielen eingeladen, die als Sprungbrett für die kurz unterbrochenen und formal rehabilitierten Karrieren und als solenn inszeniertes „take off“ dienen. In diesem Sinne stellt Reimann „Persilscheine“ aus:

Knappertsbusch ist zweifellos der menschlichste unter den großen Dirigenten. Und dieses Menschliche beglückt im privaten Gespräch ebenso wie im Konzert. Die innere Güte macht ihn jedoch gleichzeitig unbeugsam, wenn es um Ideale geht. So trat er feurig für Richard Wagner ein, als sich Thomas Mann verständnislos über dieses Genie äußerte, so war Knappertsbusch als Gegner des Dritten Reiches bekannt, so biederte er sich aber auch nicht den Siegern an. Deshalb ist der jüngeren Generation Knappertsbusch als Mensch und Künstler vorbildlich geworden. (SN 1. 9. 1947, 3)

Das Bedenkliche an der angeblichen Resistenz besteht darin, daß zwei unterschiedliche Systeme und Kräfte, der deutsche Faschismus und die Befreier, in ein- und denselben Topf geworfen werden, daß der Jugend die Ablehnung der „Sieger“, der Demokratie und Aufarbeitung als Vorbild schmackhaft gemacht wird. Einem Künstler wird die fingierte Rolle des humanen und unbeugsamen Helden übergestülpt, in einem anderen Fall nur die dulddende Opferrolle.

Die Schauspielerin Lida Baarova, sowohl durch die NS-Filme *Patrioten*, *Verräter* usw. als auch durch die Affäre mit Goebbels bekannt, wird von Reimann in Salzburg wärmstens empfangen und zur politisch Verfolgten in zwei totalitären Systemen hochstilisiert; das Entnazifizierungsverfahren wird als faschistisch abqualifiziert. Der Emigrant Adolf Wohlbrück, der sich strikt gegen einen Auftritt mit Lida Baarova ausspricht, handelt sich von Ilse Leitenberger eine dosiert deutschtümelnde Schelte ein: „Mr. Anton Walbrook, einst als Adolf Wohlbrück eine bekannte Größe der Leinwand, wurde zugemutet, mit der tschechischen Schauspielerin Lida Baarova zu filmen. (...)“ (SN 24. 11. 1949, 8) Die von den NS-Machthabern gezogene Front zwischen „Patrioten“ und „Verrätern“ ist weiterhin wirksam.

Eine Persilschein-Praxis ist darin zu erkennen, belastete Künstler im Windschatten integrierender Persönlichkeiten, Emigranten und Juden auftreten zu lassen und das Verhalten der ungleichen Partner besonders hervorzuheben und zu würdigen: „Nicht durch Haß“ etc. Die Begriffe Versöhnung und Liebe werden in diesem Zusammenhang strapaziert. Wohlbrück hat sich diesem Ritual nicht unterzogen und daher eine schlechte Zensur eingehandelt. Hierher gehört auch der Fall Furtwängler. 1946 wird Pablo Casals zitiert, der Furtwänglers Haltung gegenüber den Nazis nicht billigt. Wenn Furtwängler für sich ins Feld führe, daß er für deutsche Arbeiter in den Fabriken gespielt habe, so müsse er ihm klar machen, daß er sich als der Repräsentant des Naziregimes betätigt habe und seine Musik und seinen Namen hergegeben habe, die

Arbeiter zur schnelleren Produktion von Kriegswaffen für Hitler aufzumuntern, so Casals. (*Salzburger Tagblatt* 13. 12. 1946, 7) Anlässlich der Konzerte Furtwänglers und Yehudi Menuhins bei den Salzburger Festspielen 1947 goutiert Viktor Reimann des „jüdischen“ Geigers Eintreten für den Dirigenten:

Menuhin stellte nicht nur seine hohen künstlerischen, sondern auch seine menschlichen Qualitäten unter Beweis. Er demonstrierte noch nachdrücklicher, als es Worte vermocht hätten, daß Kunst höher als Politik ist und das innerste Wesen der Kunst Liebe und nicht Haß heißt. (SN 16. 8. 1947, 6)

Menuhin, einem Angehörigen des jüdischen Opervolkes, werden sein Dienst an der Kunst schlechthin und somit seine Versöhnungsbereitschaft attestiert. Schon die Nazis huldigten ausschließlich der Ideologie Dienst-an-der-Kunst, die freilich nichts anderes war als die Vereinnahmung des Künstlers als Machtdekorateur. Den meisten Emigranten und Juden ist allerdings nach 1945 die von ihnen erwartete Alibifunktion bewußt; sie stellen sich dieser fiesen Praxis auch nicht zur Verfügung. Hinzu kommt noch eine weitere Verwertungsebene, auf der eine Korruption greift: Die Betätigung Dr. Furtwänglers im österreichischen Musikleben sei nicht nur ein großer idealer und künstlerischer Gewinn für Österreich, sondern auch ein materieller Faktor zur Hebung des Fremdenverkehrs. (Begutachtungskommission)

Die fragwürdigen Erfolge dieser listigen Entlastungsoffensive stellen sich außerhalb der Grenzen ehemaliger faschistischer Länder in der Regel nicht ein. Interessant ist der Fall Friedrich Gulda, damals 20 Jahre alt, der HJ-Mitglied gewesen sei, jedenfalls 1950 auf Ellis Island dazu befragt wird; dieser „leichte“ und von der US-Bürokratie vermutlich aufgebauschte „Fall“ eignet sich geradezu ideal dafür, die „Sinnlosigkeit“ der Entnazifizierungsmaßnahmen anzuprangern. „DER SKANDAL VON ELLIS ISLAND“, ein medial attraktiv aufgemachter Artikel von Alfons Dalma, eine Aufnahme von der „Befreiungskundgebung in Klagenfurt“ (anlässlich des 30. Jahrestages der „Befreiung Südkärntens“ von der jugoslawischen Besetzung) und „Die ‚weiße Weste‘“, eine Kritik an der „Parteidemokratie“ von Canaval, befinden sich auf der front page: eine gebündelte Offensive. Dalma zieht einen denunziatorischen Vergleich, der die Absurdität der Einordnung Guldas in die Kategorie „faschistisch-subversive Elemente“ demonstrieren soll. Was die Kommunisten betreffe, so sei die Geschichte mehr oder weniger normal und billig. „Was haben die Agenten Moskaus in Amerika zu suchen?“ (...) Es sei ein Glück, daß Arturo Toscanini in diesen Tagen Ellis Island auf seiner Rückreise aus Italien nach Amerika glücklich passiert habe. Er sei nämlich einst ein Freund Mussolinis

gewesen und habe im Dienst des faschistischen Italiens gestanden (...). (SN 14. 10. 1950, 1) Dalmas „selektive“ Methode der Geschichtsbetrachtung entlarvt sich spätestens bei der Erinnerung, daß Toscanini einer der wenigen Dirigenten der Salzburger Festspiele war, die sich der NS-Inszenierung verweigerten. Furtwängler, Knappertsbusch und Böhm hingegen nutzten die lukrativen Chancen.

Der Fall Walter Gieseking, als deutscher Pianist „Träger des deutschen Kulturwillens“ im NS-besetzten Ausland, eignet sich nicht zum Skandalisieren: Der Auftritt Giesekings in der Carnegie Hall muß 1949 abgesagt werden. Ilse Leitenberger verteilt an „böse“ und „gute“ Juden Zensuren; jene wie Artur Rubinstein, Lili Pons u. a., „die ihren künstlerischen Ruf Europa, nicht zuletzt Deutschland verdanken“ (Leitenberger), die durch ihren Protest eine Absage erzwingen, erhalten „negative“, andere wieder „positive“ Beurteilungen:

Das Nachwort zum Fall Gieseking wurde aber nicht deshalb geschrieben. In diesem dunklen Kapitel unserer Zeit stellen sich neben vielen ungenannt Gebliebenen zwei Menschen auf seine Seite: sein langjähriger Freund, der jüdische Rechtsanwalt Meyer-Kurz, und der jüdische Geiger Yehudi Menuhin. Mögen Millionen geschworen haben, Buchenwald und Auschwitz nicht zu vergessen, die Stimme Menuhins wird sie übertönen. Sie wird lauter sein als das Lied des Hasses. Weil wir sie lange entbehrten, lange erhofften — und nie vergessen werden. (SN 16. 2. 1949, 6)

Bei genauer Lektüre entdecken sich Leitenbergers Judenfreundlichkeit und hymnische Kunstbeflissenheit als ein zynischer Appell, die Erinnerung an den Massenmord zuzuschütten; als Draufgabe werden diejenigen, die sich an ihre Leiden und/oder an ihre ermordeten Angehörigen erinnern, von Leitenberger als Hassende verunglimpft. Darüber hinaus wird Menuhins Musik — und dies ist eine besondere Perfidie von Leitenbergers Artikel — als das wirkungsvollste Zuschüttungsinstrument mißbraucht. Geigenmusik eines Juden soll das Erinnern der Juden an den NS-Massenmord übertönen!

Nur ein Alibi-Jude ist im Zuge dieser Strategie ein guter Jude, andere werden des Hasses und der Rache bezichtigt. Das Abendland bilde den Schwerpunkt der Weltkultur, dessen Toleranz resultiere aus den christlichen Tugenden der Liebe und Demut, so René Marčič. Hier eine sehr allgemein gehaltene Aussage, dann, an einen konkreten „orientalischen“ Stein stoßend, fällt auch der Heidegger- und Jünger-Jünger in die alttestamentarische Grube:

Der Wert des Menschen steigt oder sinkt, je nachdem man das Wesen des Menschen höher oder niedriger ansetzt. Wer über Gott und das Gebet Spott treibt, oder wer in Gott höchstens ein Es, jedoch keine Person, kein Du erfährt, der darf sich nicht wundern, wenn er die Abwertung seines Wesens am eigenen Leibe zu spüren bekommt und eines Tages in die Gaskammer gesteckt wird.

Mendelssohn und seinesgleichen haben selber die Welt heraufbeschworen, von der sie dann verfolgt wurden. (...)

Die Welt, an die Jünger glaubt, verleiht ihm das Recht, zu Deutschland, zum ganzen Abendland zu sprechen. Diese Welt ist unsere Zukunft. Mendelssohn möge in die Vergangenheit versinken, aus der er auch gekommen war. Er hat nicht das Recht, zu uns zu sprechen. (SN 24. 12. 1949, 22)

Ernst Jüngers *Strahlungen* (Vorgänge im Dritten Reich werden von „außen“, von der Warte des „neutralen“ Beobachters distanzierend, abwartend und gefühllos registriert; siehe Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern*) und Peter de Mendelssohns *Gegenstrahlungen*, eine kritische Replik auf das Werk eines Repräsentanten der Gegenaufklärung, der Restauration, der konservativen Elite, sind die antagonistischen Stolpersteine für René Marčičs „Strahlungen und Gegenstrahlungen“. Das bewegte Denkschema, lange vor Auschwitz herausgebildet, kann bruchlos die von einem bürgerlichen Herrschaftssystem verursachte Katastrophe passieren und den rassistischen Vernichtungswahn sogar in der „Weihnachtsausgabe“ einer sich demokratisch nennenden Tageszeitung des Jahres 1949 religiös verankern und billigen.

Peter de Mendelssohn, der verstorbene Ehemann von Hilde Spiel, „und seinesgleichen“ mußten emigrieren (*Unterwegs mit Reiseschatten*), sie hätten die Verfolgung selbst heraufbeschworen.

Nach dem Erdbeben schlägt man auf die Seismographen ein. Man kann jedoch die Barometer nicht für die Taifune büßen lassen, wenn man nicht zu den Primitiven zählen will. (*Strahlungen*)

Diese Klage erhebt nicht de Mendelssohn, sondern Ernst Jünger. Windige Vergleiche dieser Art stellt Jünger in den Dienst elitär-konservativer Geschichtsfälschung. Jünger ist ebensowenig ein neutrales Beobachtungsinstrument wie der Nationalsozialismus eine Naturkatastrophe. Vielmehr gehört Jünger selber zu den Wegbereitern der faschistischen Diktatur. Jünger begreift den Krieg schon in seinen frühen Tagebüchern und Essays, sozialdarwinistischen Vorstellungen folgend, als Mittel rassistischer Selektion. Ähnlich wie Gottfried Benn geht Jünger, Hitlers Machtergreifung noch als „nationalen Festtag“ bejubelnd, bald auf Distanz zu den Machthabern. 1939 wird er zur Wehrmacht einberufen und 1941, protegiert von Generalen, zum Stab des Militärbefehlshabers in Paris versetzt. Wenn dieser „Flaneur in der Welt des Angenehmen und Schönen“ (Peter de Mendelssohn) den Nationalsozialismus ablehnt, so beruht das nicht auf seinem demokratischen oder pazifistischen Gesinnungswandel, sondern ist in erster Linie Ausdruck des Dégouts, den ein elitärer Schögeist angesichts der „Herrschaft des Pöbels“ nun einmal empfindet. Jüngers Roman *Auf den Marmorklippen*, von den Konservativen als „Hauptwerk der innerdeutschen Widerstandsdichtung“ bezeichnet,

verdankt seine Wirkung der ästhetischen Brillanz, mit der die Greuelthaten des Oberförsters lustvoll ausgemalt werden. Jünger erliegt der Faszination von Macht und Gewalt noch dort, wo er sich gegen sie ausspricht. In seiner Schrift „Der Waldgang“ entwirft er im Sinne kulturkonservativer Klischeebildung mit dem Typus des „Waldgängers“ ein Gegenbild zum „Massenmenschen“. Der Idealtypus entschließt sich im Namen individueller Freiheit zum passiven Widerstand gegen die „plebiszitäre Demokratie“. (Vorausexemplare an „auserlesene Presseorgane“/SN 28. 9. 1951, 3f.)

Viktor Reimann: „Humanität“

Wir stehen nämlich in einer der verlogenen Epochen der Geschichte. Wir prangern die Greuel der noch spürbaren, unmittelbaren Vergangenheit an und tun selbst Greuel, die zum Himmel schreien, wir setzen uns über die Freiheit und das Leben des Einzelnen und von ganzen Völkern mit einer Brutalität und einem Zynismus hinweg, wie sie selbst die vergangene Ära nicht gekannt hat. Und trotzdem spielen wir Nürnberg und zeigen KZ-Filme, allerdings den gewöhnlichen Sterblichen, die niemals KZs errichtet haben, noch errichten werden. Wohl aber bauen die, die KZ-Filme zeigen und sich in Anklagen überschreien, selbst KZs. Dies aber ist die Ironie der Zeit. (SN 20. 9. 1948, 1)

Im Gegensatz zu Marčičs inhumanem akademischem Machwerk sind Viktor Reimanns Zeitanalysen auf den ersten Blick selbstkritisch, allgemein verständlich und daher auch nachvollziehbar; sie sind durch folgende Strategie gekennzeichnet: Einerseits werden aus der Wir-Perspektive die Greuel der NS-Zeit und die Indolenz der Nachkriegszeit ganz allgemein zugegeben bzw. festgestellt, andererseits werden die KZ-Verbrechen und die Verantwortung der Kriegsgeneration durch Zuweisung der Schuld auf namentlich nicht genannte Mörder entkoppelt, werden die „Nachkriegsverbrechen“ um eine Dimension gräßlicher als die der Nazis hingestellt, werden die Verbrechen und die Verlogenheit der politischen Gegner und der Juden angeprangert. Diese Entlastungs- und Belastungsoffensive scheint ihr Ziel nicht verfehlt zu haben („Waschkörbe“).

Am 17. September 1948 wird Graf Bernadotte, UN-Sonderbeauftragter in Jerusalem, von Männern in der Uniform der israelischen Armee ermordet. Drei Tage später bietet der oben zitierte Artikel Reimanns eine vermutlich vielen „Ehemaligen“ aus dem „Herzen“ sprechende Deutung: Bernadotte habe stets vermittelt und versöhnen wollen. Für diese Aufgabe habe er nun auch sein Leben opfern müssen. Die heutige Welt kenne keine Versöhnung.

Und es ist weiter ein Symbol der Zeit, daß es ein jüdischer Kommunist war, der den Verfechter der Humanität und des Friedens, den Vertreter der Vereinten Nationen, ermordete.

Eine der letzten menschlichen Taten Bernadottes sei sein Eintreten für die arabischen Flüchtlinge

gewesen, für Frauen und Kinder also. Wer die Tragödien aus kommunistisch regierten Ländern nur ahne, der wisse auch, daß ein jüdischer Kommunist einen Mann wie Bernadotte nicht habe leben lassen können. (...) Bernadotte aber werde auferstehen, wenn „wir uns“ (Perspektive! Anm.) die Welt, für die er gelebt habe, errungen hätten. (SN 20. 9. 1948, 1)

Die Ermordung Bernadottes ist ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, ist auch nicht durch den Hinweis auf den NS-Massenmord und die Vertreibung der jüdischen Bürger zu rechtfertigen. Legitim ist m. E. die Frage, wozu das Verbrechen benutzt wird, auf welcher Traditionsschiene die Argumentation läuft. Zehn Jahre vor Reimanns Artikel erscheint im *Salzburger Volksblatt* anlässlich des Attentats auf einen deutschen Botschaftsangehörigen eine mit „Immer wieder Juden als Mörder“ betitelte Kolumne. Darin wird ein Zusammenhang zwischen Judentum, Kommunismus und Mord durch eine geschickte Montage suggeriert, „dokumentiert“. Einige Monate später behauptete der *Stürmer*-Herausgeber Julius Streicher bei seinem Auftritt im Festspielhaus, daß der Kommunismus von Juden stamme, daß der „Antisemit“ Christus von Juden umgebracht worden sei, daß er ein „Opfer der jüdischen kommunistisch-bolschewistischen Macht“ sei. Der Jude sei „weniger als ein Vieh“, er morde Männer und schände Mädchen. (*Salzburger Volksblatt* 18. 3. 1939, 16f.)

1948 wird dieses in die Vernichtung führende Feindbildamalgame in einer „unabhängigen demokratischen Zeitung“ reaktiviert. Das Argumentationsschema ist zugleich intelligent und perfide. Um dem Leser einen Identifikationseinstieg in die ihm fernstehenden Probleme der Arabern zu geben, wird der Hinweis auf die „Tragödien der Flüchtlinge aus kommunistisch regierten Ländern“ eingeschoben. (Zur Vertreibung der Volksdeutschen: „Niemals vergessen“ — einmal positiv; „... Nun bestehen die Volksdeutschen in Österreich bekanntlich selbst zum allergrößten Teil aus Opfern des Bolschewismus ...“/SN 29. 12. 1950, 1; 1. 12. 1951, 18) Außerdem wird ein verdrehtes biblisches Schwert auf den Gegner gerichtet: Bernadotte, quasi der Jesus des Jahres 1948, werde auferstehen, wenn die Flüchtlinge, „die Erniedrigten und Beleidigten“, wieder erhöht und „die Mörder und Zyniker“ verjagt sein werden. (SN 20. 9. 1948, 1)

Wie reagiert die „verschwindende Minderheit“ auf diese geschürte Pogromstimmung? Sie emigriert, unter ihnen der Rechtsanwalt Dr. Gelber. Wie wird dieser Sachverhalt in den *Salzburger Nachrichten* wahrgenommen? „Judenprobleme bis Mitte 1950 gelöst?“ lautet eine unsensible „Schlagzeile“. Der KZ-Verband hat bereits im Juli 1947 sowohl den Chefredakteur Dr. Gustav Canaval als auch dessen

Stellvertreter Dr. Viktor Reimann ausgeschlossen. Der „Bund der politisch Verfolgten“, angeschlossen die Arbeiterkammer und der Gewerkschaftsbund, publiziert im Februar 1948 eine Stellungnahme, deren Anlaß die neonazistischen Umtriebe und die sie rechtfertigende Schreibweise in den *Berichten und Informationen* und den *Salzburger Nachrichten* sind. Wolfgang Hellwig, der erste Vizepräsident des „Bundes rassisch Verfolgter“, schreibt 1950 in einem an die *Salzburger Nachrichten* adressierten, dort nicht abgedruckten Brief:

Hetzen und sticheln Sie also nur ruhig weiter. So hat es ja immer begonnen, mit Massenmorden endet es. Aber wie immer in der Geschichte siegten die demokratischen Kräfte über Diktatur und Faschismus und der Sturm, den sie jetzt säen, wird eines Tages auch Sie (Dr. Canaval, Anm.) wieder hinwegfegen!

1950, im „Heiligen Jahr“, nehmen Salzburger Kinos erstmals zwei NS-Filme des „Jud Süß“-Regisseurs Veit Harlan in ihr Programm. 1951 sollte Salzburg mit Harlans „Unsterblicher Geliebter“ beglückt werden. Die Aufführung, die Demonstrationen und das Vorgehen der Polizei lösen unterschiedliche Reaktionen aus, die sich zu einem internationalen Skandal ausweiten. Weltagenturen schicken Korrespondenten nach Salzburg. In Frankreich, England, Amerika und anderen Ländern erscheinen Berichte. Bürgermeister Neumayr bedauert die „Rufschädigung“ der Festspielstadt, „auch jedwede sensationelle Berichterstattung, die vorgefallene Ereignisse übertreibt und dadurch das Übel vergrößert“. Für die Ursache der Rufschädigung findet Neumayr kein Bedauern. Die Worte Neumayrs: „Wir bürgen dafür, daß unser schönes Heimatland von der braunen Pest gründlich geheilt wird“ (1945) werden zu Schall und Rauch. Nun haben die Falken das Wort, Dr. T. D. (Dr. Tomičić-Dalma ?) zum Beispiel:

Es ist geradezu unwürdig, was in Deutschland und Österreich mit Veit Harlan seit Kriegsende getrieben wird. Auf einer Seite Demonstrationen und Gewaltakte eines radikalen Teiles der Judenschaft und der heute mehr als gestern militanten ‚Antifaschisten‘ (zur Zeit der schönen Tage von Moskau, des herzlichen Händedrucks Stalin—Ribbentrop waren sie stiller), auf der anderen eine unbedingte Kapitulation vor dem Veit-Harlan-Mythos als Ersatz für den ‚Mythos des XX. Jahrhunderts‘. Die Demonstranten scheinen zu vergessen, daß niemand das Recht hat, die Aufführung der Werke eines im ordentlichen und sehr drastischen Verfahren gesetzlich rehabilitierten Künstlers durch Krawalle zu verhindern und sie dem Publikum, das sie sehen will, mit Gewalt vorzuenthalten, die anderen scheinen wieder außer acht zu lassen, daß auch ein guter Regisseur schlechte Filme drehen kann. (...) (SN 3. 4. 1951, 4)

Der angeschlagene Ton der Objektivität, Ausgewogenheit — die Attacke gegen den Antifaschismus (= Kommunismus = Faschismus) findet ihre Akzeptanz — entlarvt sich bei der Lektüre weiterer Berichte und Kommentare als Verlogenheit:

„Überfallskommando schafft Ordnung“ („So sahen sich auch in Salzburg jüdische und

kommunistische Elemente, durchwegs DPs, bemüht, gestern in der 16-Uhr-Vorstellung des Elmo-Kinos Krawall zu schlagen.“), „Gesetz oder Terror?“ „Eine Stadt hält den Atem an ...“ („Man hörte aus dem Publikum immer wieder entrüstete Stimmen darüber, daß es einer verschwindenden ausländischen Minderheit möglich ist, mit Terrormethoden solche Erfolge zu erzielen ...“), „Photographische Wahrheit“, „SPÖ-Presse verleumdet Salzburg“ („Die gleichen Demonstranten aber, die die Kinobesucher angepöbeln haben, die die Polizei beschimpften und oft genug auch tätlich angriffen (einzelne DP-Weiber wurden dabei zu fauchenden und spuckenden Bestien), noch im Namen des Rechtes in Schutz zu nehmen, ist wahrlich ein starkes Stück“), „Der ‚Pogrom von Salzburg‘“, „Einheitsfront Sozialisten—Kommunisten“, „Polizei verwahrt sich gegen Hetze und Verleumdung“ usw.

Verbrecher sind Helden

Die konturierte, das gesamte Law and order- und Feindbildregister der faschistischen Epoche ziehende Kampagne (Demonstranten, Kritiker, Juden, Sozialisten und Kommunisten seien Terroristen, Elemente, Angehörige des Pöbels, DP-Weiber, fauchende und spuckende Bestien, Hetzer und Verleumder) hat ihr Pendant (Umkehrung der Täter-Opfer-Verhältnisse) in der Rechtfertigung von Diktatoren, Kriegsverbrechern und Profiteuren, der Rehabilitation und Glorifizierung des Krieges, der „deutschen Soldaten“ (einschließlich der SS) sowie der Bagatellisierung oder Existenzleugnung des Neonazismus. Die drei Säulen der „belasteten“ Identität, Deutschnationalismus, Antisemitismus und Antikommunismus + Antislawismus, werden im Zuge des Kalten Krieges wieder verankert und verstärkt. Dieser Prozeß beschleunigt die Rehabilitation und Reintegration der (ehemaligen) Nationalsozialisten; aus dem Raubkrieg wird wieder ein Verteidigungskrieg, und aus den Verbrechern werden wieder Helden.

Alfried Krupp wird 1950 in Nürnberg wegen Plünderung und Ausbeutung von Arbeitssklaven zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt. Dazu die apologetischen Rhetorikfragen Ilse Leitenbergers: Habe das erste halbe Dutzend Nürnberger Prozesse den Anklägern nicht zur Genüge bewiesen, daß es „Unabhängigkeit“ von staatlichen Zwangsmaßnahmen auch für Krupp nicht gegeben habe? Rechtfertigte nicht erst ein Jahr vor dem Prozeß die UdSSR die Zwangsverschleppung von 200 000 deutschen Arbeitern mit dem Geheimprotokoll der Jalta-Konferenz? Wer habe die Verfechter des Morgentau-Planes auf die Bestimmungen Den Haags von 1907 verwiesen? (SN 1. 7. 1950, 9)

Anläßlich des Todes des Vaters Alfried Krupps, des „Salzburger“ Rüstungsmagnaten Dr. Gustav

Krupp (Gut Blühnbach seit 1914 im Besitz der Krupps), ist Salzburg Treffpunkt der deutsch-österreichischen Schickeria. Totenfeier und Einäscherung des „Industriekönigs“ werden hier abgewickelt. Wie beim Begräbnis des „Salzburgers“ Emil Jannings fehlen nicht die „Träger klingender Namen“. In „tiefempfundenen Worten“ habe der evangelische Pfarrer von Hallein die Trauerrede gehalten. Sein Leben habe nur unter einem Gebot gestanden: „Verantwortungsfreude und Pflichterfüllung gegenüber seinem Werk und dessen Menschen.“ Auch der katholische Pfarrer von Werfen habe dem „großen Wohltäter der Pfarrkirche die letzte Ehre“ gegeben. Die „unvergeßlichsten Worte“ habe (dem SN-Redakteur) ein alter Straßenwärtler gesagt:

„Woast, der Krupp, der war ka Kriegsverbrocher, der hat nix dafür können für dös Elend, der war a guater Mensch, a braver Herr und a rechter Jaga. Wir werden ihn nie vergessen.“ (SN 20. 1. 1950, 4)

Alfried Krupp, aus dem Landsberger Gefängnis entlassen, trifft im Februar 1951 im Blühnbachtal ein. (Vgl. dazu: „Letzter Kampf um die Köpfe der Landsberger“, daneben eine „weiße“ Kolumne anstelle Canavals Leitartikel „Die Maske fiel“, von der Staatsanwaltschaft wegen des Verbrechens der „Störung der öffentlichen Ruhe“ und des Vergehens der „Aufwiegelung“ beschlagnahmt. (SN 25. 5. 1951, 1)

Dr. Ing. Hermann Neubacher wird 1951 in Jugoslawien wegen Stärkung des deutschen Wehrmachtspotentials und Kampfes gegen die nationale jugoslawische Opposition zu 20 Jahren Kerker verurteilt. Gerd Bacher kommentiert das Ereignis in der Diktion der Tendenzwende:

Der 13. März 1938 bringt die ‚Ostmark heim ins Reich‘ und Dr. Neubacher auf den Wiener Bürgermeisterstuhl. Wie immer man seine Tätigkeit beurteilen mag, die große Eingemeindungsaktion ist sein Werk. (...) Die nächste Station heißt Athen. Und hier ist es des Gesandten Neubachers unbestreitbares Verdienst, Griechenland vor italienischer Mißwirtschaft und dem Verhungern gerettet zu haben. (Neubacher sei nur zu 20 Jahren Kerker verurteilt worden, vor Jahren wäre es das Todesurteil gewesen, Zitat gekürzt, Anm.) Trotz alledem muß gerade heute, sechs Jahre nach Kriegsschluß, im Zeichen der Annäherung Titos an den Westen, die Urteilsbegründung merkwürdig anmuten: Im Jahre 1951 sollte Tito für Stärkung des Wehrpotentials und Kampf gegen Partisanen mehr Verständnis haben. (SN 18. 7. 1951, 3f.)

Die blutige „Befriedung“ des Balkans war freilich die „Pflicht“ des Militärs. Die Namen der „deutschen“ Generäle, welche die Verbrechen in Süd-Ost-Europa zu verantworten hatten, können der Generalstabsliste des österreichischen Bundesheeres entnommen werden. Bei den Luftangriffen auf Belgrad waren mehr Opfer zu beklagen als bei jenen auf Warschau, Rotterdam und Coventry zusammen. Die „Verdienste“ des NS-Sonderbeauftragten umfaßten Maßnahmen zur Ausbeutung der Ressourcen und der

Arbeitskräfte für die deutsche Kriegswirtschaft. Das war eines der Ziele der blutigen „Befriedung“, nicht aber die suggerierte humanitäre Mission. Neubacher wird 1952 aus dem Gefängnis entlassen, schreibt seine Memoiren.

Im Artikel „Ich wollte, ... die Preußen kämen!“ des SN-Korrespondenten Felix Haen schrieb dieser wiederum: „Man bezichtige auch heute noch eine Nation (Deutschland, Anm.) der politischen Unreife“, eine Nation,

die das Abendland vor den Hunnen, den Awaren, den Horden des Tschingis-Khan und vor den Türken bewahrte und deren Soldaten auch im letzten Krieg einen Heldenkampf fochten, um die Flut aus dem Osten einzudämmen. (SN 29. 12. 1951, 3)

Dokumente der „politischen Unreife“, der Deutschland-Fixierung, der pauschalen Rechtfertigung und Rehabilitierung des faschistischen Militarismus bzw. der „deutschen Soldaten“ im Zuge der West-Ost-Kriegspropaganda (Korea) und der Aufrüstungsdebatte („Fünf Jahre nach der Aufhebung der großdeutschen Staatsgemeinschaft“/ SN 21. 4. 1950, 1), sind zuhauf anzutreffen.

Die Position Ilse Leitenbergers in der Frage der Aufarbeitung der Vergangenheit wird durch Gegenüberstellung zweier Rezensionen deutlich, Bruno Brehm sei Kriegsgefangener des Ersten Weltkrieges gewesen und „politisch Verfolgter der Zweiten Republik“. „Er wird also vielen der heutigen Generation berufen scheinen, das Wort zu begreifen, und wir zweifeln nicht daran, daß ihn viele seiner Leidensgenossen zu hören gewillt sind.“ (SN 17. 8. 1949, 6) Bei der Lektüre des Romanes *Du sollst nicht töten* von Hans Werner Richter (Gruppe 47) fragte sie sich „als deutscher Leser jenseits der bundesdeutschen Grenzen“, „warum es scheinbar Ehrenpflicht gewisser deutscher Schriftsteller ist, das eigene Nest zu beschmutzen.“ (SN 31. 10. 1955, 3) Die kritische Aufarbeitung legt ein „deutscher Leser“ im Oktober 1955 (!) mit den Worten „So war es nicht — so kann es nicht gewesen sein“ vom Redaktionstisch.

Neuerscheinungen „ehemaliger“ Nazi-Schriftsteller werden bevorzugt besprochen. Erich Kerns Buch *Der große Rausch*, das „erste deutsche Buch zur Verteidigung der Ostfrontsoldaten“, sei auch deshalb begrüßenswert, weil es offenbare, daß die Zeit des Schweigens und stillen Duldens vorüber zu sein scheine und der Getretene sich wieder zur Verteidigung emporrecke, so Viktor Reimann. (SN 15. 1. 1949, 5; 8. 3. 1949, 6) Und Gustav Canaval meint zu Hans Gustl Kernmayrs *Wir waren keine Banditen*:

Ich habe selten ein menschlicheres Buch gelesen als Kernmayrs Ehrenrettung der Kämpfer des zweiten Weltkrieges. (SN 8. 12. 1950, 3)

B. K. Hillebrand (Bruno Kornel Skrehunetz) würdigt in seinem Artikel „Der Ausbruch“ die großen

soldatischen Leistungen der jüngsten Geschichte (der Amerikaner und Briten in Korea, Anm.), bei denen „in erster Linie Wagemut, Todesverachtung, Opferwilligkeit und Ausharrungsvermögen des einzelnen Kämpfers“ ausschlaggebend gewesen seien, und vergleicht diese mit „der Verteidigung des Alcazar, Stalingrads, Leningrads, Tobrucks und Breslaus“ sowie mit der Eroberung Narviks und Kretas“. (SN 13. 12. 1950, 1f.) Die von den Nationalsozialisten propagierte Verteidigungsversion (Verteidigung Europas „gegen ein völlig kulturloses und vertiertes Völkergemeinschaft“ durch den deutschen Soldaten) und die gepriesenen soldatischen „Tugenden“ werden wieder aufgewärmt. Gerd Bacher attackiert in seinem Leitartikel „Helden, Verbrecher und die Zeit“ die Westmächte, deren Propagandisten „dem seit Korea wieder hoch im Kurs stehenden Militarismus wehräuchern“ und vergessen machten, „daß nun dieselben Tugenden gepriesen werden, die 1945 besudelt wurden.“

So sieht die moralische Seite der deutschen Wiederbewaffnung aus: Ehe der deutsche Soldat nicht ebenso kollektiv rehabilitiert wird, wie er vor fünf Jahren verurteilt wurde, ist mit ihm über ‚Kämpfen‘ nicht zu sprechen. Er wird für den Sieg der alliierten Farben beten. (SN 15. 9. 1950, 1f.)

Zur Lösung eines möglichen Rezeptionsproblems: Bacher will vermutlich sagen, daß der „deutsche Soldat“ nur im Falle der kollektiven Rehabilitierung kämpfen werde, andernfalls werde er für den Sieg der Alliierten lediglich beten.

Ab 1949 erscheinen in den *Salzburger Nachrichten* etliche Artikel, verfaßt von Robert Ingrim (Dr. Franz Klein), B. K. Hillebrand (Skrehunetz), Alfons Dalma (Stjepan Tomičić) u. a., welche unverhohlen die Wiederbewaffnung „Deutschlands“ (BRD), eine „Auferstehung der deutschen Wehrmacht“, eine „Wehrbastion gegen die sowjetische Expansion“ etc. fordern, die gegen die „Neutralisierung“ Europas, gegen die Vorbehalte westlicher Mächte und die „pazifistische Kampagne“ Pastor Niemöllers und Heinemanns polemisieren und zugleich durch Schüren der Angst vor dem „roten Sturm“ („Salzburg = Solnohrad“) an die Wehrbereitschaft der Menschen in „Mitteleuropa“ appellieren.

Alfons Dalma: „Das Kernproblem der Sicherheit“:

(...) Im großen mitteleuropäischen Raum von Hamburg bis Graz denkt man wesentlich anders darüber. (...) Zwischen der Nordsee und den Karawanken weiß man aus Erkenntnis und spürt instinktiv, daß es eine wirksame Verteidigung der eigenen Scholle im eventuellen tragischen Kriegsfall nur unter dem Schutz einer deutschen Wehrmacht gibt, wenn man Europa in der ersten Phase eines solchen Krieges dem eventuellen Feind nicht preisgeben will, was für uns Mitteleuropäer keine Lösung wäre. Diese Meinung und diese Stimmung haben sich infolge der Ereignisse in Korea nur noch verstärkt. Die ehemaligen deutschen Soldaten ohne Unterschied des Grades und des Ranges haben in den letzten Wochen empfunden,

daß sie einer ähnlichen Gefahr in Europa vielleicht noch besser gewachsen wären, als es vorläufig die Amerikaner der Lage in Korea sind. (...) (SN 29. 7. 1950, 1f.)

Alfons Dalmas „geistige Heimat Mitteleuropa“ befindet sich anscheinend innerhalb der politischen Grenzen der Bundesrepublik Deutschland und der westlichen Bundesländer Österreichs, welche den NATO-Vormündern unterstanden, in einem politischen und strategischen Bereich, dessen „Scholle“ nur durch eine deutsche Wehrmacht wirksam zu verteidigen sei. Dalmas „Heimat Mitteleuropa“, die in der Tradition des Wilhelminischen Kaiserreich-Konzeptes steht, aktiviert von den NS-Machthabern, ist nicht identisch mit dem in der Jury-Begründung suggerierten Habsburg-Mitteleuropa, das die nun in der sowjetischen Machtsphäre liegenden Länder hinter den „Karawanken“ (Kroaten etc.) einschließt.

An diesem Punkt ist die Frage zu klären, ob die geforderte „Verteidigung“, außer der erwähnten „Scholle“ (Eigentum), auch „geistige“, also demokratische Werte, Parteien, Parlament und sonstige Einrichtungen westeuropäischer und US-Provenienz, umfaßt. In der Konturierung der „Linie der Unabhängigkeit“ der *Salzburger Nachrichten* durch den Chefredakteur Canaval heißt es u. a., daß das Blatt nach wie vor im Kampf für die Idee einer „wahren österreichischen Demokratie“, für die Erhaltung „deutschen Volkstums“, für die Wiederherstellung des Rechts in einem Staat, der nicht mehr Bürger erster und zweiter Klasse (nicht- bzw. belastete Österreicher, Anm.) kenne, für eine „saubere und korruptionsfreie Innenpolitik“ und für eine „zeitgemäße Großraumpolitik des europäischen Gedankens im Sinne der Konzeption des großen Staatsmannes Dr. Seipel“ (keine Lösung ohne und gegen Deutschland) eintreten werde. (SN 15. 12. 1951, 1f.) Außer dem die „Blattlinie“ prägenden katholisch gezinkten Deutschnationalismus (Deutschland-Fixierung und Großraum-Ideologie) werden Zielvorstellungen artikuliert, die auch heute auf eine breite Akzeptanz stoßen. Doch der Teufel steckt bekanntlich im Detail. Versteht Canaval unter „wahrer österreichischer Demokratie“ eine „Volksgemeinschaft“ ohne Parteien? Man habe in „uns“ hineingehämmert, daß die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ eine Idee des Mißbrauches gewesen wäre, obwohl es sich nur um den Mißbrauch einer an sich richtigen Idee gehandelt habe. (SN 24. 7. 1949, 1) Und Canaval in seinem Kommentar des Tages „Tragik der Scheindemokratie“ vom 9. Juli 1950 (Auszug):

Es kommt bei der Untersuchung der grundlegenden Ursachen dieser unerfreulichen Zustände (halbe Lösung bei Amnestie, fehlende Reform des Staatshaushaltes, Kämpfe der Parteien u. a., Anm.) nichts anderes heraus als die Tatsache, daß die gegenwärtige Parteienherrschaft eben keine für uns brauchbare Form der Demokratie darstellt, weil sie weit eher den Namen ‚autoritäre

Bonziatur' verdienen würde. Weist doch diese Form alle Kennzeichen und üblen Erscheinungen einer richtigen Diktatur auf, ohne deren Vorteile, die bekanntlich in Wendigkeit und Schlagkraft bestehen zu haben. (...)

Politische Parteien nach dem Muster von 1789, deren Konstruktion im deutschsprachigen Raum nie wurzelecht geworden ist, können solchen Gefahren gar nicht begegnen. Es wird sich eben in diesen Zeiten entscheiden müssen, ob nicht neue politische Formen, bei denen die politische Entscheidungsgewalt nicht einzelnen aktiven Parteiführern und ihrem Personalapparat anvertraut ist, sondern in den Händen eines Rates materiell desinteressierter, charaktermäßig geeigneter Männer liegt (AEROPAG-Prinzip), die selbst nicht unmittelbar in das politische Geschehen eingreifen, entstehen werden. Die rascheste Sammlung und Einigung aller Kräfte, die die Integrierung Europas und damit die Rettung der abendländischen Reichsidee (worunter natürlich nicht eine überlebte ‚Anschlußideologie‘ verstanden werden soll, weil es heute um größeres geht) vor Eigennutz und partikularistisches Wollen stellen, ist Gebot der Stunde. (SN 9. 7. 1950, 1)

Halten wir fest: Die praktizierte Parteienpolitik wird als „autoritäre Bonziatur“, welche einer „richtigen Diktatur“ gleiche, die allerdings mehr Vorteile biete, abgestempelt. Die Parteidemokratie nach westlichem Muster, welche dem „deutschen Volkstum“ nicht entspreche, sich bekanntlich durch Wahlen legitimiert, wird abgelehnt; an ihrem Platz solle ein materiell unabhängiger und aus Männern bestehender Führerapparat, eine geistige Elite, schalten und walten. Das damals desavouierte Führerprinzip wird zwar nicht explizit gefordert, ist aber das Charakteristikum der „Volksgemeinschaft“, der „an sich richtigen Idee“. Die sozialen Konflikte und Widersprüche sollen zugedeckt werden. So fließen auch die von den Propagandazentralen nach 1933 an das „Volk“ gerichteten Appelle an den Gemeinnutz und die Einheit in den Forderungskatalog ein.

Alfons Dalma: „Armut und Lächerlichkeit des Verbissenen“:

Sie können ihn überall in diesem geplagten Nachkriegseuropa, also auch bei uns in Österreich beobachten. Polypenartig wuchert ein despotischer, amoralischer, zersetzender, die Ideen tötender Parteigeist. Besonders widerlich ist er in seinen extremen Formen. Aus den vergangenen Kriegsjahren bleibt uns das Wort ‚Partisan‘ in Erinnerung.

Es kommt von Partei. Die deutschen Soldaten kennen diesen Menschentypus aus den Kriegstagen sehr genau. Schauen sie heute etwas genauer um sich, sie werden sehen, daß sie ihm auch heute begegnen können. Er sitzt in jenen Stuben, die der Parteischlüssel öffnet, in den Parteilokalen, im Schlupfwinkel so manchen Revolverblättchens.

(...)

Der Partisane ist aber gefährlich, weil er totalitär ist.

(...)

Der schaffende Mensch, der mit seiner Arbeit, seinen Opfern und seinen Steuergeldern das Karnevalstreiben der ‚Partisanen‘ ermöglicht, möge vorsichtig sein. Was unsere Zeit vor allem braucht, ist Geist der Versöhnung, der Volksgemeinschaft. Die Partisanen aller Farben haben uns dorthin geführt, wo wir heute sind. (SN 7. 1. 1950, 1)

Die von der NS-Propaganda betriebene Umpolung der Werte (von Demokratie über Toleranz bis

hin zu Widerstand) wird aktualisiert und auf das Nachkriegseuropa (eingeschlossen die Befreier vom Faschismus) allgemein, auf die Zweite Republik im konkreten ausgedehnt. Die „deutschen Soldaten“, also auch die Massenmörder von Kraljevo, Kragujevac usw., und die Partisanen, welche mit ehemaligen Armeeingehörigen den Grundstock des jugoslawischen Widerstandes gegen das Ustascha-Regime und das deutsche Militär bildeten, nachdem sie dem Terror entkommen konnten (200 000 Menschen seien allein bis September 1941 von den Ustaschi regelrecht hingeschlachtet worden), sind die antagonistischen, die „guten“ und „bösen“ Kräfte, welche Alfons Dalma zur Darstellung der Nachkriegsverhältnisse benutzt. Die Partisanen und die „deutschen Soldaten“ figurierten 1950 als Vertreter der österreichischen Demokratie, die als despotisch, amoralisch, zersetzend, Ideen zerstörend abqualifiziert werden, die einen polypenartig wuchernden Parteigeist repräsentieren (vor ihnen wird gewarnt, denn sie seien gefährlich und totalitär), bzw. als Garanten eines nicht näher konturierten Systems, das jedenfalls durch den „Geist der Versöhnung, der Volksgemeinschaft“ gekennzeichnet sein soll. Werden Dalmas politstrategische Überlegungen zur Neuordnung Europas (unter Ausschluß seines Heimatlandes Kroatien) mit seinem Demokratieverständnis verknüpft, dann entsteht das Bild einer politischen Konstruktion, die schon einmal, vor 1945, eine Realität war und in der Dalma eine affirmative Rolle spielte: „Volksgemeinschaft“ von der Nordsee bis zu den Karawanken unter dem Schutz der deutschen Wehrmacht.

Auch der Titel „Armut und Lächerlichkeit des Verbissenen“ hätte der Analyse vorangestellt werden können, nur die Werte Demokratie und Österreich haben in der „Gemeinschaftsleistung“ keinen zentralen Stellenwert, im Bedenkjahr ein bedenkliches Identifikationsmuster. Charles Dickens' Figur des „Biedermannes“ Mr. Pecksniff, der seine Handlungen hinter der Maske offen zur Schau getragener Ehrenhaftigkeit verbirgt, ist als Mann mit der „weißen Weste“ zu einem Begriff geworden. Den „Biedermännern“ von heute werden keine unehrenhaften Handlungen hinter den Kulissen und in der Vergangenheit unterstellt. Deren Sprache, heute nachgezogen, ist Selbstentlarvung, deren Sprachmaske fällt ohne fremde Deutungsakrobatik, die hervortretende, 1988 preisgekrönte politische Identität wird zum „Vorbild“ der Zeitenwende hochgehievt; es gilt, sie als gestrigen Popanz zu entlarven und mit demokratischen Mitteln zu bekämpfen.

„Das waren Sätze, die uns wirklich
ins Tiefste erschreckt haben.“

Ein Gespräch mit der Publizistin Hilde Spiel
über das Bedenkjahr 1988 und
den umstrittenen René-Marčić-Preis für Publizistik

FRITZ HAUSJELL

Dr. Hilde Spiel, 1911 in Wien geboren¹, emigrierte 1936 — unter dem Eindruck der Ermordung des Wiener Philosophen Moritz Schlick an der Wiener Universität sowie der blutigen Niederschlagung des Arbeiteraufstandes im Februar 1934 — nach London. 1963 kehrte sie endgültig nach Wien zurück. Für ihr schriftstellerisches und publizistisches Schaffen wurde sie in Österreich — häufiger jedoch im Ausland — vielfach ausgezeichnet. Großen Erfolg hatten zuletzt ihr Buch *Glanz und Untergang — Wien 1866—1938* und die Aufführung ihres Stückes *Anna und Anna* am Wiener Burgtheater. Derzeit arbeitet sie in Wien an einem Erinnerungsbuch.

Medien & Zeit: *Frau Dr. Spiel, steht Österreich — wenn man das überhaupt so undifferenziert fragen darf — heute, nach dem Jahr 1988, in dem doch ganz wesentlich an das erinnert wurde, was vor fünfzig Jahren an Grausamem und Fürchterlichem begonnen hatte, in Summe anders zur eigenen Geschichte, als das davor der Fall war?*

Dr. Hilde Spiel: Ich glaube schon, daß es das tut, obwohl man zwischen den jungen Menschen und den älteren differenzieren muß: die jungen, die — hoffentlich — hinhören, und die älteren, die weghören. Aber ich glaube, auf Unkenntnis kann sich eigentlich niemand mehr berufen. Und jene wüsten Behauptungen, es hätte dies oder jenes überhaupt nicht gegeben, kann man wahrscheinlich nach der ungeheuer umfangreichen und eingehenden Information und Dokumentation, die in diesem Jahr stattgefunden hat, nicht mehr aufrecht erhalten. Obwohl ich Anfang des Jahres 1988 befürchtet habe, daß diese ständige Berieselung der Öffentlichkeit mit zeitgeschichtlichen Informationen in zunehmendem Maß eher Opposition hervorrufen wird, hat sich doch am Schluß des Jahres herausgestellt, daß man gewisse Schichten oder Altersgruppen in der Bevölkerung wahrscheinlich doch positiv erreicht und beeinflusst hat. Vielleicht ist das ein Wunschdenken von mir; aber ich kann nur nach zwei Gesprächen, die ich mit jungen Leuten

hatte, urteilen: Ich habe im Theresianum schon Anfang des Jahres einen freien Vortrag auf Wunsch der Erzieher gehalten. Eigentlich ging es um die Zwischenkriegsjahre, aber wir haben dann eben auch über den „Anschluß“ und so weiter gesprochen. Und ich habe schon den Eindruck bekommen, daß diese Knaben, die vielleicht von Zuhause nicht immer ausführlich informiert worden waren, doch sehr interessiert waren und vieles von mir wissen wollten. Und auch in einem anderen kleinen Kreis von jungen Leuten machte ich diese Erfahrung.

M & Z: *War sohin der Umstand, daß diese Informationen über die österreichische Zeitgeschichte nicht in diesem Umfang schon zehn oder zwanzig Jahre zuvor vermittelt worden sind, auch ein Generationsproblem?*

Spiel: Das glaube ich schon. Nicht nur wollten die Leute, die selbst noch unmittelbar in diese Dinge verwickelt waren, nichts mehr davon wissen, auch die jungen Leute waren noch nicht so weit. Auch waren die jungen Zeitgeschichtler und Kommunikationswissenschaftler — so wie Sie — noch gar nicht auf der Szene, um diese Dinge aufzuarbeiten. In dem Augenblick, wo eine neue, völlig unbelastete Generation von Wissenschaftlern aufgetreten ist, war es überhaupt erst möglich, daß von ihnen und nicht von Gleichaltrigen — sagen wir einmal Emigranten oder Widerständlern — Informationen gegeben und auch entgegengenommen wurden. Denn gegen diese hätte von vornherein ein Vorbehalt unter den ehemaligen Mitläufern bestanden.

M & Z: *In der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit ist einiges an Porzellan zerschlagen und es sind auch Tabus verletzt worden, die vorher doch weitgehend bestanden hatten. Das ist in so einer Auseinandersetzung verständlich, kann aber zur Folge haben, daß man sich an diesen Scherben weiterhin verletzt oder daß eben Tabus wie das Äußern antisemitischer Meinungen nicht wieder zum Tabu werden.*

Spiel: Ja, also die Tabubrüche sind ja leider zwei Jahre zuvor passiert. Ich sehe das so, daß einige Zeit nach dem Krieg diese Tabus eigentlich noch gar nicht bestanden haben, daß es in gewissen Kreisen und an gewissen Orten in Österreich durchaus noch nicht unfein war, sich alter nazistischer Vorstellungen und auch zum Teil der entsprechenden Sprache zu bedienen. Es hat aber dann — ich würde sagen, noch in den fünfziger Jahren — eine ziemliche Demokratisierung gegeben, und es kam zu einer Furcht davor, als „Mitläufer“ oder „Ewiggestriger“ eingestuft zu werden. Und das hat ziemlich lang angehalten. Es ist auch nicht uninteressant, daß es bei uns in gewissen führenden Zeitungen lange Zeit modisch war, einen fast unappetitlichen Philosemitismus an den Tag zu legen, und daß sich der dann eigentlich fast schlagartig in neue Töne, die man also früher einmal gehört hatte,

¹ Ausführliche Daten zum Leben der Publizistin sowie eine Bibliographie ihrer Werke enthält *Medien & Zeit* 1/87, 8—16.

gewandelt hat. Im Schatten und im Schutz der Waldheim-Diskussion, bei der man die „gewissen Kreise an der amerikanischen Ostküste“ wieder verteufeln konnte, wurde es möglich, zu den früheren Haltungen wieder zurückzukehren. Aber das ist eben — wie gesagt — im Jahr 1986 passiert. Im Jahr 1988, zwei Jahre darauf, waren diese Tabus also bereits gebrochen, und man konnte sich jetzt damit, mit den schon gebrochenen Tabus, auseinandersetzen und aufklärend wirken — nicht nur in Bezug auf die Zeit um 1938, sondern auch in Bezug auf die Situation, die inzwischen in Österreich wieder eingerissen ist.

M & Z: *Der Blick auf die eigene Geschichte wird einem großen Teil der österreichischen Bevölkerung wohl wesentlich durch Medien vermittelt. Journalisten haben also neben Wissenschaftlern, Lehrern, Eltern und Politikern eine bedeutende Rolle bei der Entwicklung des Geschichtsbildes. Nur haben relativ viele Journalisten 1945 nahtlos weitergearbeitet. Journalisten, die vorher in irgendeiner Weise — von sehr engagiert bis halb widerständig — dem NS-Regime publizistisch gedient hatten, bauten die neuen, demokratischen Medien auf. Ist das mit ein Grund, warum der ungeschminkte Blick auf das Verhalten vieler Österreicher im „Dritten Reich“ nach 1945 sehr lange auch via Medien nicht entwickelt wurde?*

Spiel: Ja, das halte ich für sehr wahrscheinlich. Ich war nur lange eine Außenstehende, weil ich in den Jahren zwischen 1945 und 1963 immer nur als Besucherin nach Österreich gekommen bin. Dadurch habe ich viele, viele Jahre lang, vielleicht Jahrzehnte lang, von vielen gar nicht gewußt, daß sie eine nicht so ganz weiße Weste hatten. Das ist ja alles unter einem Mantel des Schweigens vor sich gegangen. Vielleicht haben Leute, die in Österreich gewohnt haben, die den Krieg hier verbracht haben, bessere Informationen gehabt als ich. Aber mir war gar nicht klar, welche Vergangenheit viele der Menschen, die wieder bedeutende Rollen gespielt haben, eigentlich hatten. Ich denke im Moment zum Beispiel an den Professor Kindermann — man kann das ja ruhig sagen —, von dem ich erst in den späten fünfziger Jahren sein Burgtheater-Buch aus dem Jahr 1943 oder 1942 in die Hand bekommen habe. Erst dadurch erfuhr ich, daß dieser Mann, mit dem ich bis dahin in sehr freundlicher Weise umgegangen war, ja einer der übelsten Menschen im politischen Denken und in der Ideologie gewesen ist. Und der saß aber längst wieder als Leiter des Theaterwissenschaftlichen Instituts an der Wiener Universität. Ich konnte da nicht plötzlich jedes Gespräch mit ihm abbrechen. Und genauso ist es mir natürlich auch mit einigen Journalisten gegangen, von denen ich in meiner Unschuld einfach angenommen hatte, daß die sich eben durchwegs nur anständig benommen hätten. Und sie sind zu hohen Ehren

gelangt, sodaß ich mir gedacht hatte, es ist doch menschenunmöglich, daß die vorher kein tadelloses Verhalten an den Tag gelegt hatten. Viel später, und meistens durch irgendeinen Zufall, kam dann jedoch manchmal etwas diesen Annahmen völlig Entgegenstehendes ans Tageslicht. Ich kann heute im Rückblick gar nicht verstehen, wie das möglich war. Vielleicht war es so, daß die anständigen Journalisten nach dem Krieg in einer Minderzahl waren. Ich erinnere mich an den Dr. Edwin Rollett, der ein ungeheuer anständiger Mensch war, und einige andere, für die ich heute noch einstehen würde. Aber es hat damals offenbar zu wenige wirklich völlig aufrechte und lautere Figuren gegeben. Und die, die es nicht waren, haben sofort den neuen demokratischen Ideen so heftigen Lippendienst gezollt und so energisch und dezidiert alles von sich gewiesen, was bis dahin passiert war, daß man sie halt einfach so genommen hat, wie sie nun waren.

M & Z: *Sie haben dazu ja in zwei Werken schon Stellung genommen: In Rückkehr nach Wien, Ihrem Tagebuch aus dem Frühjahr 1946, das 1968 erstmals erschienen ist und jetzt als Taschenbuch wieder aufgelegt wird. Und andererseits im Stück Anna und Anna, das 1988 im Burgtheater gezeigt wurde. Beide Male geht es um eine Person aus Ihrem Bekanntenkreis. Sie werfen am Beispiel eines Journalisten die grundsätzliche Frage des Mitschuldig-Werdens auf. Wurde diese Frage von den Betroffenen auch gehört? Haben jene, die es betraf — die in Ihren Werken mit einem anderen Namen anonymisierte Person steht ja stellvertretend für eine ganze Gruppe —, das auch gehört?*

Spiel: Nein, auf keinen Fall direkt. Ich habe niemals mit solchen Menschen über deren Vergangenheit ein Gespräch geführt. Ich habe übrigens in *Rückkehr nach Wien* die Vorgeschichte noch nicht gekannt, sondern habe nur einen Menschen, der offenbar unbeschadet diesen Krieg in einer Funktion als Redakteur verbracht hat, kontrastiert mit dem Schicksal einer Freundin, die auch im Café „Herrenhof“ in den dreißiger Jahren gegessen ist, und die dann kurz vor Kriegsende hingerichtet wurde. Ich habe nur diese beiden Wege, die man gehen konnte, einander gegenübergestellt, ohne noch an der Figur des einen, des Redakteurs, irgendwelche besonderen Mängel oder Verfehlungen feststellen zu können, weil mir die ja nicht bekannt waren. Und in *Anna und Anna*, das kein Schlüsselstück ist — ich habe ja nicht nur einen einzigen bestimmten Menschen gemeint, das hätte ich keinesfalls machen wollen —, habe ich gewisse äußere Umstände, die mir inzwischen zu Ohren gekommen waren, in einer Figur verarbeitet. Diese Figur steht für mich für Menschen, die sich eigentlich den ganzen Krieg entlang im inneren Exil befunden zu haben glaubten; die in Wahrheit aber das Regime durch

tägliche Unterwürfigkeiten und als tägliche Ausführungsorgane dieser Publizität, die das Dritte Reich eben gebraucht hat, gestützt haben. Sie haben in den Zeitungen, in denen sie gearbeitet haben, ohne zu murren, wahrscheinlich eine Unmenge von Lügen abdrucken müssen. Sie haben wahrscheinlich eine Menge von ideologischen Schrecklichkeiten tolerieren müssen und trotzdem innerlich gedacht, diesen Widerstand, den sie gegen das Regime empfinden, nicht weiter aktivieren zu müssen. Diese merkwürdige Schizophrenie ist etwas, was ich bis heute nicht verstehe, das mir aber recht charakteristisch für sehr viele vorkommt, die nicht nur in Medien gearbeitet haben, sondern auch in anderen Funktionen.

M & Z: *Soweit ich die Entwicklung des österreichischen Journalismus in der Zweiten Republik überblicke, gab es bisher eine grundsätzliche oder auch an einzelnen Personen orientierte Diskussion über diese Mitverantwortung, dieses Mitschuldig-Werden von Journalisten nicht. Kann das daran liegen, daß Sie die Dinge in Anna und Anna sowie in Rückkehr nach Wien lediglich an literarischen Figuren abgehandelt haben? Hätte eine an konkreten Personen orientierte Auseinandersetzung vielleicht mehr bewirkt? Ich denke an den Fall Höfer in der BRD, auch wenn dies keine unmittelbare Parallele ist. Aber dort fand dann eine Diskussion statt, die auch über die Person Höfer hinausgegangen ist.*

Spiel: Das ist ja, glaube ich, auch der Unterschied, den man überall in diesem vergangenen Jahr festgestellt hat: daß in Österreich in diesem Jahr etwas geschehen ist, was in der Bundesrepublik Deutschland längst vor sich gegangen ist. Man hat zwar den Fall Höfer auch erst in jüngerer Zeit aufgerollt. Aber im Grunde fand diese Selbstbefragung und Reinigung in der Bundesrepublik Deutschland eigentlich schon viel früher statt. Ich will nicht sagen, daß das immer mit hervorragenden Resultaten geschah. Man hat auch in der bundesdeutschen Politik alle möglichen Figuren mit NS-Vergangenheit gesehen, die nicht unbedingt an hoher Stelle im Staat hätten auftauchen müssen. Ich will die Bundesrepublik jetzt durchaus nicht in günstigen Gegensatz zu Österreich stellen. Daß man hier keine aggressive, offene Polemik führen will, das ist etwas sehr Österreichisches. In Österreich haben die Männer, die aus den verschiedensten politischen Lagern kamen, die von den Nazis dann verfolgt und auch in KZs gesteckt worden waren, die Ereignisse der dreißiger Jahre, die Kämpfe, die zwischen der nicht-nazistischen Rechten und der Linken stattgefunden haben, zunächst einmal beiseite geschoben. Sie wären sonst wahrscheinlich überhaupt zu keiner Regierung und keinem Konsensus gekommen. Das hat sich aber dann so weiterentwickelt. Man hat eben alles unter den Teppich gekehrt, weil man fand, es sei praktischer, wenn nicht allzu viel wieder aufgerührt

würde. Und jetzt werde ich etwas sagen, was Ihnen vielleicht merkwürdig vorkommt: Es ist eher das Jahr 1986, das das Jahr 1988 notwendig gemacht hat. Ich meine, diese Dinge, die so weit zurückliegen, die waren — hat man zumindest gedacht — bis zum Jahr 1986 schon weitgehend ausgestanden. Die Menschen, die sich damals schlecht benommen haben, waren eigentlich schon zum Teil aus der Öffentlichkeit verschwunden. Und vielleicht war es nicht unbedingt notwendig, das Ganze wieder aufzurühren. Vielleicht wäre es nicht notwendig gewesen, wenn sich nicht im Jahr 1986 plötzlich herausgestellt hätte, daß eben unter der Oberfläche das alles noch weitergärt und weiterschmort. Daß man im Jahr 1988 eben diese ganzen Dinge, die schon aus dem Teppich herausgeschaut haben, dann völlig herausgezogen hat, das war — glaube ich — besonders wichtig. Und darum, finde ich, war das Gedenkjahr 1988 eigentlich noch bedeutender; als es gewesen wäre, wenn diese ganzen Tabubrüche rund um die Waldheim-Wahl gar nicht stattgefunden hätten.

M & Z: *Sie meinen — um bei dem von Ihnen gewählten Bild vom Teppich, unter den vieles gekehrt wurde, das dann hervorkam und herausgeholt wurde, zu bleiben —, daß es künftig ein politisches und gesellschaftliches Leben in Österreich geben wird, das für einen Teil der österreichischen Bevölkerung, der auf diesem Teppich gehen will und muß, nicht mehr die Gefahr besteht, an einer Stauballergie zu erkranken, weil der Staub nun nicht mehr unterm Teppich ist?*

Spiel: Das ist jetzt ein etwas forciertes Bild geworden. Ich glaube zumindest, daß die Geheimniskrämerei, das Zudecken, das Ganze mit einem Vorhang des Schweigens umhüllen einfach nicht mehr möglich ist. Ich glaube, daß man in der Öffentlichkeit wachsamer geworden ist, daß man jedes Anzeichen einer Rückkehr zu den alten, falschen oder bösen Ideologien sofort vermerkt und daß es selbst in dieser nicht sehr schönen Medienszene in Österreich doch immer wieder Blätter und Magazine gibt, in denen solche Dinge aufgestöbert und angeprangert werden. Diese erhöhte Wachsamkeit ist sicher auch eine Folge des vorigen Jahres.

M & Z: *Der Dr.-René-Marčić-Preis des Landes Salzburg wird seit 1979 für publizistische Leistungen verliehen und war bisher unumstritten. Kritik an einem Preis gibt es nun erstmals, weil er an drei Personen vergeben wird, die entweder eine politisch belastete Vergangenheit hatten und/oder nach 1945 sich für ehemalige Nationalsozialisten exponiert eingesetzt haben. In diesem Zusammenhang geriet nun aber auch der Namenspatron dieses Journalistenpreises ins Licht der Kritik.*

Spiel: Wissen Sie, es ist für mich sehr merkwürdig. Ich habe selbst einmal von der Stadt Salzburg einen Preis bekommen, und zwar den Kritiker-Preis, den viele

andere meiner Kollegen auch bekommen haben; in meinem Fall war das für eine Rezension des „Jedermann“ bei den Salzburger Festspielen. Ich habe auch irgend einen kleinen Orden von Salzburg bekommen. Das ist alles sehr schön und ich bin auch sehr stolz darauf. Aber daß es dort seit zehn Jahren einen Marčić-Preis gibt, war mir vollkommen unbekannt. Einmal abgesehen von den Preisträgern dieses Jahres, über die ja schon genug geschrieben worden ist, so daß ich mich dazu nicht äußern muß, ist für mich die einfache Tatsache, daß ein Preis nach René Marčić benannt wurde, wirklich überraschend und eigentlich erschreckend. Ich habe sehr private Gründe, an René Marčić mit einem gewissen Widerwillen zurückzudenken. Denn er hat im Jahr 1949 einen Angriff auf meinen damaligen Mann, Peter de Mendelssohn, geführt, einen Angriff, der eigentlich zum ersten Mal nach dem Krieg uns die Vermutung nahegelegt hat, daß diese üblen Kräfte immer noch weiter am Werk sind. Peter de Mendelssohn hat damals einen, wie ich glaube, sehr objektiv geschriebenen Artikel über Ernst Jünger verfaßt, der im *Monat* in Berlin erschienen ist. Darin hat er das Tagebuch analysiert, das Jünger während des Krieges in Paris geführt und später unter dem Titel *Strahlungen* veröffentlicht hat. Peter de Mendelssohn fand unglaublich, was ein so geachteter und exzellenter Schriftsteller auf eine fast frivole Weise im besetzten Paris über die damaligen Zustände schrieb. Es war tatsächlich für uns alle ein ziemlicher Schock, dieses fast geschmäckerliche Tagebuch Jüngers zu lesen, in dem er ja auch seine Beziehungen zu bekannten Kollaborateuren hervorgehoben hat. Wir hatten ja diese ganze Zeit der deutschen Besetzung in Paris von einem gänzlich anderen Aspekt aus gesehen. Aber die Polemik, die René Marčić gegen Peter de Mendelssohn gerichtet hat, enthielt unfabliche Passagen, die im Grunde darauf hinausliefen, daß ein Mensch wie Mendelssohn die Kräfte, die zur Vernichtung — ohne es beim Namen zu nennen — von Juden oder Intellektuellen führten, selbst heraufbeschworen habe. Es waren wirklich ganz furchtbar formulierte Sätze. Die haben uns damals erschreckt und empört. Denn wir haben ja wieder an ein neues, demokratisches Österreich geglaubt. Ich weiß noch — wir saßen damals in London —, daß Hans Weigel uns auf diesen Artikel von Marčić in den *Salzburger Nachrichten* aufmerksam gemacht hat. Marčić schrieb darin — auf Grund der Tatsache, daß Mendelssohn den Gottesbegriff Jüngers in Frage gestellt hatte —: Ein Mensch, der in Gott keine Person erfährt, „der darf sich nicht wundern, wenn er die Abwertung seines Wesens am eigenen Leibe zu spüren bekommt und eines Tages in die Gaskammer gesteckt wird.“ Ich meine, es ist doch unfablich, daß das im Jahr 1949 in Österreich ge-

schrieben werden konnte! „Mendelssohn und *seinesgleichen* haben selber die Welt heraufbeschworen, von der sie dann verfolgt wurden.“ Also das waren Sätze, die uns wirklich ins Tiefste erschreckt haben. Der Schluß des Artikels war: „Mendelssohn möge in die Vergangenheit versinken, aus der er auch gekommen ist.“ Ich meine, wesentlich schlimmer konnte man sich auch während der Nazizeit nicht äußern. Ich habe Marčić rund 20 Jahre später dann im Haus eines Privatmannes im Salzburgerischen kennengelernt. Er hat von sich aus versucht, sich für diesen Angriff zu rechtfertigen. Ich habe ihm das leider nicht abnehmen können. Er ist nicht lange darauf in einem Flugzeugunglück umgekommen. Aber für mich war der Name Marčić seit eh und je mit diesen Schauerlichkeiten behaftet, die wir eben damals im Jahr 1949 von ihm lesen mußten. Bei aller Wandlung, die er vielleicht nachher durchgemacht hat, und bei allen Versuchen, sich dann als großer Moralist, christlicher Theoretiker und Verfechter eines Naturrechts zu gerieren, bei all den Versuchen kann man nicht vergessen, wie dieser Mann nach dem Krieg sich geäußert hat — und vielleicht auch nicht vergessen, daß er im Krieg als Kultur- und Pressereferent am Wiener Generalkonsulat des Ustaša-Regimes gearbeitet hat. Das sind Dinge, die meinem Gefühl nach in einem heutigen Österreich nicht mit einem Journalistenpreis verbunden sein sollten.

M & Z: Ich danke Ihnen für das Gespräch.

Nachbemerkung der Redaktion

Der von Hilde Spiel zitierte Aufsatz von René Marčić hat auch später heftige Reaktionen hervorgerufen. 1969 zog ihn beispielsweise der Wiener Publizist Michael Siegert für eine scharfe politische Attacke heran (*Faschismus und Obskürantismus — das sanfte Gesetz des René Marčić*. In: *Neue Alternative*, 4. Jg., H. 3/4, Juni/Juli 1969, 8—12). Dies hatte wiederum eine Reihe von protestierenden bzw. Einwand erhebenden Leserbriefen zur Folge; u. a. nahmen Herbert Moritz, Günther Nening und Viktor Matejka René Marčić vor einigen Angriffen Siegerts in Schutz (siehe dazu *Theorie und Praxis*, 4. Jg., H. 1, September/Oktober 1969, 25 f.).

René Marčić selbst versuchte eine Entschuldigung für seine unfabbaren Äußerungen in jenem *Salzburger Nachrichten*-Aufsatz, die er in dem von ihm 1966 herausgegebenen Buch *Ernst Jüngers Rechtsentwurf zum Weltstaat* (244) veröffentlichte:

„Ich bitte Sie und alle, die ich ahnungslos gekränkt habe, freilich allen voran: Peter de Mendelssohn um Verzeihung. Ich

wollte helfen, nicht kränken. Es entschuldigt nicht, es kommt mir nur eben aus Max Schelers Werk „Vom Ewigen im Menschen“ ein Satz in den Sinn: „Aber man sollte dabei erwägen, daß es immer lieblos ist, nichts als zu spotten und zu lachen über das — und wäre es auch irrtümlich —, wovon die Seele eines Menschen heimlich lebt, auf was sie baut und auf was sie hofft, um dessentwillen sie ein schweres Leben erträgt.“

Salzburger Nachrichten, 23. 12. 1949, S. 22 (= Weihnachtsbeilage, S. 6)

Strahlungen und Gegenstrahlungen

VON RENE MARCIC

Ihm, Peter de Mendelssohn, drängt sich, wenn er Ernst Jüngers „Strahlungen“ liest, die Parallele auf mit dem besetzten Deutschland und dem Leben allerer Offiziere. Ob er will oder nicht, ob sie nun paßt oder nicht — so schreibt er in seinen „Gegenstrahlungen“, die er im vorletzten Heft der internationalen Zeitschrift „Der Monat“ veröffentlicht. So gut sei es dem deutschen Hauptmann Jünger in Paris gegangen. Außerlich vielleicht. Ganz abgesehen davon, daß ein Emigrant die Existenz eines freigeistigen Mannes in der Gewaltherrschaft niemals verstehen kann, beschließt eine ganz andere Vorstellung unser Bewußtsein, wenn wir Mendelssohns Gegenstrahlungen lesen. Ebenso unwillkürlich. Man wird an das Sprichwort von der Karawane und den Hunden in der Wüste gemahnt ...

Es sei gleich vorweggenommen, daß Mendelssohn gegen die literarische Form des Tagebuches, in der die Strahlungen gefaßt sind, keine Einwände vorbringt. Im Gegenteil, er bedient sich der gleichen Form.

Mendelssohn schreibt einen bestechend schönen und flüssigen Stil. Auch der Gehalt ist so fesselnd und von sich einer feinen Dialektik, daß man zuweilen bereit ist, den Trug zu übersehen und dessen Schlüsse anzunehmen. Bis zum Schlüßabsatz: „... Obwohl er (Jünger) nicht mein Bruder ist und, fele er über Bord, ich ihn bedenkenlos den Lemuren der Tiefsee überließe. Allerdings würde ich jemanden bitten, für ihn zu beten. Zum Beispiel St. Henry de Montherlant. Der weiß wenigstens, wo Gott wohnt.“ (Montherlant hatte sich für eine aufrichtige Freundschaft zwischen Franzosen und Deutschen eingesetzt; Jünger, der mit ihm befreundet war, schreibt: „... Er war noch in der Meinung befangen, daß ritterliche Freundschaft möglich wäre, und wird nun von den Stiefelputzern des Besseren belehrt.)

Am Ende, im letzten Augenblick läßt Mendelssohn die Maske fallen. Und es ist gut so. Wir danken für die Offenheit. Jetzt kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, welches Geistes Kind Mendelssohn ist. Damit verlieren die Gegenstrahlungen für uns jeglichen Wert. Dort wo Jünger der Notlage, in der der Mensch von heute sich befindet, auf den Grund geht, wo er mit den Kernfragen unserer Zeit ringt, dort schweigt Mendelssohn — oder spottet.

Mendelssohn versteht Jünger nicht; er kann ihn nicht verstehen. Mendelssohns Unvermögen, Jünger in dessen eigentlicher Bedeutung zu erfassen, ist kein literarisches Phänomen — auch kein politisches oder soziologisches; vielmehr ist es ein kulturphilosophisches, ein geschichtsphilosophisches Phänomen. Weil Mendelssohn den deutschen Dichter von der literarisch-psychologischen und der soziologisch-politischen Seite her anspringen zu können glaubt, trifft er nicht den Kern, sondern berührt nur die Schale. Und an der Schale kann man immer etwas aussetzen.

„Jüngers Tagebücher sind nicht psychologische, sondern metaphysische Aktionen“, unterstreicht Gerhard Nebel in seinem neuesten Werk „Ernst Jünger, Abenteuer des Geistes“. Mendelssohn holt aus zum Schlag in einem Raum, in dem Jünger schon lange nicht mehr verweilt. Dieser ist fortgeschritten, ohne allerdings auch nur eine einmal bezogene Stellung aufzugeben zu haben, jener ist zurückgeblieben: in einer Welt, die sich lustig macht über Gott und das Gebet, die im Menschen und in der Macht seiner Vernunft die letzte gültige Instanz erblickt; in einer Welt, in der das Denken nur Wert besitzt, wenn es Stoff hervorzubringen vermag; in einer Welt, in der der Zweifel vorherrscht, in der es keine Geschichte, keine dynamische Ordnung gibt, sondern alles star und berechenbar ist, in der Freiheit nur Vernichtung aller Bande bedeutet; in einer Welt des Nihilismus. Mendelssohn und Hitler, sie beide gehören derselben Welt an — wie sonderbar und ungerührt dies auch klingen mag.

„In Knißbólo (Hitler) erblicke ich die Inkarnation der wissenschaftlichen Theorien des 19. Jahrhunderts in ihrer vollen Häßlichkeit“ (Strahlungen). „Es gibt zwei Abstammungslehren, von denen die eine den Ursprung des Menschen oben, die andere unten sucht; der Mensch rangiert sich, indem er diese oder jene akzeptiert“ (S).

Der Wert des Menschen steigt oder sinkt, je nachdem man das Wesen des Menschen höher oder nie-

Da nur allzu rasch von manchen der Vorwurf erhoben werden könnte, es seien Marčić'sschlimme Formulierungen von 1949 aus dem Zusammenhang gerissen worden, dokumentieren wir im folgenden Marčić's Salzburger Nachrichten-Artikel als Faksimile.

derer ansetzt. Wer über Gott und das Gebet Spott treibt, oder wer in Gott höchstens ein Es, jedoch keine Person, kein Du erfährt, der darf sich nicht wundern, wenn er die Abwertung seines Wesens am eigenen Leibe zu spüren bekommt und eines Tages in die Gaskammer gesteckt wird. Mendelssohn und seinegleichen haben selber die Welt heraufbeschworen, von der sie dann verfolgt wurden.

Mendelssohn meint, für Jünger sei Gott eine „militärische Größe“. Weil der Dichter von einem Ringkampf mit Gott und von einem Schauspiel mit Gott spreche. Jünger ist ein eifriger Bibelleser. Das sagt alles.

Was hat der Mann (Jünger) zu lehren? fragt Mendelssohn immer wieder in seinem Tagebuch. Eine ganze Menge. Allerdings lauter Dinge, die Mendelssohn nicht gefallen. Dinge, die Jünger als eine großartige Dichter- und Denkergestalt erscheinen lassen.

Wenn die Bekämpfung des Nihilismus gelingen soll, muß sie sich in der Brust des Einzelnen vollziehen“ (Friede). „Unsere Hoffnung beruht allein auf innerer Wandlung des Menschen...“ (S). „Mein Ort ist an der Spitze einer Brücke, die über einen dunklen Strom geschlagen wird. Die Existenz auf diesem vorgeschobenen Bogen wird mit jedem Tag unhaltbarer, der Absturz drohender, falls nicht von drüben spiegelbildlich ihm die Entsprechung, die Vervollkommnung entgegenwächst...“ (S). „Der Weg zu Gott in unserer Zeit ist ungeheuer weit...“ Daher liegt auch in der bescheidensten Annäherung ein großes Verdienst. Auch sie kann nicht gelingen ohne göttliche Zuwendung... Doch... im gottleeren Raum, der fürchterlicher ist als der gottlose“ (S).

Mendelssohn ist bitter enttäuscht, daß er Jünger nicht zu den „großen Schilfbrüchigen unserer Zeit“ zählen kann, daß Jünger den Weg zu Gott angetreten hat. Gerade der Kampf gegen den Nihilismus ist das Wesentliche an Jüngers Werk. Jünger begreift, daß die Zukunft des Menschen von der Frage abhängt, ob der Mensch wird wieder glauben können oder nicht. Er glaubt fest an diese Möglichkeit, weil er so etwas wie ein Nahen Gottes erfährt. „Noch ärgerlicher ist ja das Schauspiel jener Geister, denen der große Wetterstand, das kosmische Minimum, das den Talfen verkündet, unzuführbar bleibt...“ (S). „Einmal wendet Gott sein Anlitz dem Menschen zu, ein andermal kehrt er es von ihm ab.“ In diesem Ereignis liegt das Wesen der Geschichte. Jüngers Auffassung von der geschichtlichen Lage unserer Zeit könnte man einen „theologischen Optimismus“ zum Unterschied von Heideggers „ontologischem Optimismus“ nennen. Aber auch der Mensch, und zwar Jeder Einzelne, muß zum Vollzug dieser Wende seinen Teil beitragen. Zunächst muß der Rationalismus überwunden werden, der die Tat an die Spitze stellt, anstatt das Leiden, den Empfang des Wortes. Und sein Urheber muß überwunden werden: der Subjektivismus, der in seiner Endgestalt die Vermassung des Einzelnen bewirkt, indem er alles nivelliert. Was kann man dem Menschen empfehlen, um ihn dieser furchtbaren Nivellierung zu entziehen? „Nur das Gebet“ (S). „Wer kennt die Wirkung eines Gebetes, das ein Unbekannter für uns spricht...?“ (S). „Ich möchte sagen, daß schon durch das mechanische Gebet... eine Lücke im kausalen Tagesverlauf entsteht, die höheren Einfluß möglich macht“ (S).

Der feste Glaube an die Unsterblichkeit, der Jünger seit dem ersten Weltkrieg eignete, führte den Dichter allmählich zu Gott und dem Christentum. Dabei hat er den Sinn für die Ordnung gewonnen, die Ordnung, die das Wesen der Kultur ausmacht (Dempff). „Der Staat, wie alle Bauten von Meisternhand, muß sich am hohen Bau der Schöpfung Maß nehmen“ (F).

Ein Mensch, der glaubt, der Sinn hat für das Wesen der Geschichte, der Vertrauen hat in die Wahrheit des Seins, der die Ordnung bejaht; dem kann es an Innerer, d. h. eigentlicher Demut nicht fehlen, mag er nach außen noch so überheblich und von sich eingenommen wirken. Die scheinbar Demütigen sind meist die größten Verbrecher, die widerlichsten Kreaturen. Die Welt, an die Jünger glaubt, verleiht ihm das Recht, zu Deutschland, zum ganzen Abendland zu sprechen. Diese Welt ist unsere Zukunft. Mendelssohn möge in die Vergangenheit versinken, aus der er auch gekommen war. Er hat nicht das Recht, zu uns zu sprechen.

FRITZ HAUSJELL / OLIVER RATHKOLB

„Was unsere Zeit vor allem braucht,
ist Geist der Versöhnung,
der Volksgemeinschaft.“

Ein Beitrag zur Biographie
des Journalisten Alfons Dalma

Alfons Dalmas Vergangenheit hat wiederholt öffentliches Interesse hervorgerufen¹. Wie dieser Journalist, der mit bürgerlichem Namen eigentlich Stjepan Tomičić heißt, sich politisch in den frühen vierziger Jahren verhalten hat, wurde dabei allerdings nie befriedigend beantwortet. Beleuchtet wurden mehrmals Teile seines politischen Profils, nicht jedoch die gesamte Person.

Auch das Folgende vermag nicht den Anspruch auf eine umfassende wissenschaftliche Auslotung der publizistischen Tätigkeiten und der damit verknüpften politischen Haltungen zu erheben. Aus gegebenem Anlaß werden hier lediglich Beiträge zur künftigen Erstellung einer Biographie dieses stark verehrten wie gleichermaßen kritisierten kroatischen, deutschen und österreichischen Journalisten versucht.

Katholischer Journalist in jungen Jahren

Als Sohn eines Universitätsprofessors und einer Lehrerin am 26. Mai 1919 in Otočac/Jugoslawien geboren, begann er sehr früh zu schreiben. Er war 14 Jahre jung und Schüler am 1. klassischen Gymnasium in Zagreb, als seine ersten Beiträge in katholischen Jugendzeitschriften erschienen. Mit 17, erinnert sich Dalma 1985, habe er „die ersten politischen Analysen“ verfaßt und mit 18 den „ersten festen Vertrag als Freier Mitarbeiter und später Pariser Korrespondent“ der katholischen Zagreber Zeitung *Hrvatska Straža* bekommen².

In der Jugend war er Mitglied des katholischen Pfadfindervereins bei den Zagreber Dominikanern, später, bis 1941, gehörte er zur katholischen Studentenvereinigung „Domagoj“. „Sonst war ich weder vorher noch nachher und bis heute Mitglied irgendwelcher Vereinigungen, Gewerkschaft³ oder Partei, mit Ausnahme eines Tennisclubs und der obligaten italienisch-österreichischen Gesellschaft in Rom.“⁴

Nach der Matura (1937) studierte er bis Kriegsbeginn 1939 an der Hochschule für politische Wissenschaften in Paris. Anschließend trieb er in Zagreb sein Jus-Studium voran, ohne es später abzuschließen. Zudem arbeitete er nach der Rückkehr aus Paris ab

1939 als „technischer Redakteur und außenpolitischer Analytiker“ in der katholischen Tageszeitung *Hrvatski Glas* (Zagreb)⁵.

Rückschlag durch das neue, faschistische Regime?

Mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht, der Ausrufung des faschistischen „unabhängigen Staates Kroatien“ und der Machtübernahme der faschistischen Ustaša-Bewegung wurde 1941 diese Zeitung wie etliche andere verboten und durch Neugründungen ersetzt. „Damit war für mich die berufliche Degradierung verbunden: Aufgrund der Sprachkenntnisse zuerst Redaktionsübersetzer in der kroatischen Nachrichtenagentur, dann (1941—1943) Umbruchredakteur in einer Tageszeitung, worauf der Militärdienst mit der Bestimmung zum Kriegsberichterstatteur folgte.“⁶

Während die 1985 selbstverfaßte Vita bis ins Jahr 1941 sehr präzise ist, die — katholische — Tendenz der Blätter, für die er arbeitete, auch ausweist, bleibt sie für den Zeitraum 1941—1945 einerseits unpräzise — Dalma schreibt von „der kroatischen Nachrichtenagentur“ und von „einer Tageszeitung“ —, andererseits referiert er fortan alles unter dem Vorzeichen einer angeblichen beruflichen Degradierung, um späterhin dann von einer Verfolgung durch das Ustaša-Regime zu sprechen.

Die namentlich nicht genannte Nachrichtenagentur war die *Croatia. Hrvatski Narod* (Das kroatische Volk) hieß wiederum der verschwiegene Titel der Tageszeitung, für die Dalma zwischen 1941 und 1943 als „Umbruchredakteur“ gearbeitet hat⁷. Es war das Hauptorgan der faschistischen Ustaša-Partei. Überhaupt unerwähnt läßt Dalma in seinem Rückblick die Tätigkeit für die Zeitschrift *Alarm* (Untertitel *Die Südostillustrierte*).

Immerhin verantwortlicher Redakteur

Spätestens ab Mai 1942 führte ihn jene eindeutig faschistische und im Auftrag der Regierung herausgebrachte Zeitung im Impressum als „Verantwortlichen Schriftleiter“⁸. Dalma 1982 gegenüber dem *Profil*-Journalisten Robert Buchacher: Er habe damals nur noch als Übersetzer und Umbruchredakteur, nicht aber als Schreibender arbeiten können, da er vom Regime beruflich „degradiert“ worden sei⁹. Dem widerspricht — aber nicht völlig — seine verantwortliche Position. Dazu meinte aber der damalige Redaktionskollege und „Hauptschriftleiter“ Wilhelm Anton Oerley 1984: „Der politische Teil wurde von Dalma im *Pokret* gemacht. Und dann wurde davon eine deutsche Version hergestellt.“¹⁰ *Pokret* (deutsch: Bewegung) war die führende Illustrierte im faschisti-

schen Kroatien. *Alarm*, die modifizierte, dreisprachige Ausgabe von *Pokret*, war vor allem für die Propaganda im befreunden Ausland bestimmt¹¹.

Textproben aus *Alarm*:

„Spanien, das während des Bürgerkrieges die Schrecken des Bolschewismus in eigenen Land erleben mußte, trägt seine Dankeschuld an die Achsenmächte für die damals geleistete Hilfe ab, indem es durch Entsendung eines Freiwilligenkontingentes an die Ostfront teilnimmt an der Vernichtung des Feindes der abendländischen Kultur.“¹²

„Der Partisanenkrieg ist eine der Errungenschaften bolschewistischer Kriegsführung. Diese marodierenden Banden, die durch die Sowjetluftwaffe manchmal auch Munitions- und Waffennachschub erhalten, versuchen manchmal die Nachschublinien zu stören, ohne sie aber ernsthaft gefährden zu können. Wie der OKW-Bericht wiederholt meldete, haben Streitkräfte der ungarischen Wehrmacht erfolgreiche Aktionen zur Säuberung der Gebiete von Partisanen durchgeführt.“

„Gefangener Partisane. Nur bolschewistisches Untermenschentum erniedrigt sich zum heimtückischen Bandenkrieg.“

„Wieder wurde ein Schlupfwinkel der Partisanen ausgehoben.“¹³

Die letzten drei Bildtexte illustrieren entsprechende Fotos unter dem Titel „Partisanen werden liquidiert“. Sie wurden von Alfons Dalma entweder selbst (für *Pokret*, die kroatische Ausgabe) verfaßt oder beauftragt, jedenfalls aber verantwortet. Etwas mehr als ein Jahr später war er selbst in „Säuberungsaktionen“ gegen Partisanen verwickelt.

Einsatz gegen Partisanen 1943

Ab etwa der zweiten Julihälfte 1943¹⁴ machte Dalma „Militärdienst mit der Bestimmung zum Kriegsberichterstatte“¹⁵. Dalma war zu der Zeit im Zivilleben nicht nur verantwortlicher Redakteur von *Alarm* sowie — wahrscheinlich auch, wie sich sein Kollege W. A. Oerley erinnert — von *Pokret*, sondern ebenso Redakteur des Ustaša-Hauptorgans *Hrvatski Narod*. „Als Zeichen der Anerkennung für tapferes Verhalten im neuntägigen Kampf gegen Freischärler beim Dorf Butiga (südöstlich von Sinj) in der Zeit zwischen 11. und 26. September 1943“ bekam Stjepan Tomičić gemeinsam mit seinem *Hrvatski Narod*-Kollegen Rudolf Balaš die „Bronzemedaille mit Eichenlaub der Krone des Königs Zvonimir“¹⁶.

Diese militärische Auszeichnung bekam Dalma für sein Engagement in „einem besonders blutigen Gefecht“¹⁷ gegen Partisanen. Dalma im Rückblick: „wegen der freiwilligen Betätigung an Erster Hilfe und am Austragen der überaus zahlreichen Verwundeten aus der ersten Feuerlinie“, wobei er selbst „leicht verwundet“ wurde. Und er bezeichnet sich in seiner Darstellung — widersprechend zu kurz davor — in diesem Zusammenhang als „Kriegsberichterstatte-Zivilist“, um offensichtlich zu betonen, daß er mit den Kampfhandlungen selbst nichts zu tun gehabt hätte¹⁸. Ob seine widersprüchliche Darstellung dem

damaligen Verhalten entspricht, kann allerdings ohne eingehendes Studium militärhistorischer Akten nicht beantwortet werden.

Bereit für *Spremnost* und *Neue Ordnung*

Anfang 1944 sei er dann „wieder technischer Redakteur“,... „diesmal bei der Intelligenz Wochenschrift ‚Spremnost‘, sowie bei den deutschsprachigen Wochenzeitschriften ‚Die neue Ordnung‘ und ‚Elan‘“ gewesen. Chefredakteur sei dort Dr. Hermann Pröbst gewesen, mit dem er „auf diese Art und Weise Bekanntschaft schließen konnte, die später zu Freundschaft wurde“, als er ihn 1954 in München als Chefredakteur der *Süddeutschen Zeitung* wieder vorfand (Dalma war damals beim *Münchener Merkur*)¹⁹.

Diese Angaben sind ebenso ungenau und zum Teil falsch. Chefredakteur der führenden Zeitschrift *Spremnost* (deutsch: Bereitschaft) war nicht Pröbst, sondern Tiaso Mortidžija²⁰. *Elan* dürfte es gar nicht gegeben haben²¹ und wurde von Dalma vermutlich mit *Alarm* verwechselt. Und schließlich war Pröbst auch bei der *Neuen Ordnung* nicht Chefredakteur, sondern Herausgeber²².

Dalma 1985: „Alle diese Zeitungen galten als Träger des liberalen geistigen Schmuggels und wurden nach dem 20. Juli 1944 (und dem fast gleichzeitig erfolgten Attentat auf den kroatischen „Führer“ Ante Pavelić — d. Verf.) in ihrem Redaktionspersonal verfolgt und fast völlig ausgewechselt.“²³ Die Behauptung ist zumindest zu allgemein. Denn in den verantwortlichen Positionen der *Neuen Ordnung* hatte sich nichts geändert. Und ihr Herausgeber Hermann Pröbst wurde noch im November 1944 mit dem „Verdienstorden I. Klasse“ ausgezeichnet²⁴.

Dalma behauptet, ab 1941 — also durch das faschistische Regime des mit Hitler-Deutschland verbündeten „Unabhängigen Staates Kroatien“ — beruflich „degradiert“ worden zu sein. Er sei nach 1941 nur noch technischer bzw. Umbruchredakteur gewesen. Dieser Darstellung widersprechen einerseits die *Impressa* sowie die Erinnerungen eines Berufskollegen, andererseits arbeitete Dalma durchwegs in *führenden* regimetreuen Blättern.

Orden

„Da es Anfang 1944“, fährt Dalma in seiner Darstellung fort, „ein formales Ausschütten von Orden für bestimmte journalistische Kategorien gab, erhielt ich den Zvonimir-Orden 2. Klasse, nachdem ich die 3. wegen der Bewährung an der Front schon hatte.“²⁵ Wenn Dalma vom Ustaša-Regime mit „nur“ zwei Orden ausgezeichnet wurde, so ist die Erinnerung an den Zeitpunkt unpräzise. Denn nachweislich erhielt Dalma den „Orden der Krone des Königs Zvonimir II. Klasse“ im Juli 1944.

Der Orden wurde an ihn, „hohe Beamte des Regierungspräsidiums und Journalisten“ durch Regierungspräsident Dr. Nikola Mandić überreicht, verliehen vom „Poglavnik“ (deutsch: Führer) Ante Pavelić anlässlich des Staatsfeiertages am 14. Juli 1944 (dem Geburtstag des „Poglavnik“). Allerdings ist Dalmas Version, wonach es „ein formales Ausschütten von Orden für bestimmte journalistische Kategorien“ gegeben hätte, kaum haltbar: Jenen Orden II. Klasse erhielten damals außer Dalma nur Regierungsrat Marijan Mikac, der Leiter von *Hrvatski Slikopis* (deutsch: Der kroatische Film), sowie der *Spremnost*-Chefredakteur Tiaso Mortidjija²⁶.

Verfolgung oder Aufstieg?

Mag sein, daß Dalma im Rückblick die Verleihung dieser Auszeichnung zeitlich verschoben hat, um sie seiner weiteren Darstellung besser einfügen zu können: „Da mir im August 1944 die Verhaftung durch die Ustascha-Polizei drohte, halfen mir einflußreiche Freunde, durch Scheinernennung zum Mitarbeiter beim Presseattaché an der kroatischen Botschaft in Berlin über Nacht aus Agram zu verschwinden. Diese Stellung habe ich nie angetreten, sondern blieb im Wiener Untergrund bis zum Übergang nach Salzburg im April 1945.“²⁷ Diese Angaben änderten sich mit der Zeit:

Otto Schulmeister, der Dalma sicher positiv gegenübersteht, schrieb noch 1964: „Die zweite Jahreshälfte 1944 sah ihn als *Presseattaché* an der kroatischen Gesandtschaft in Berlin, von welcher Stelle er jedoch aus eigenem Entschluß schied.“²⁸ 1982 formulierte Robert Buchacher im *Profil* nach einem Gespräch mit Dalma, daß dieser „an die kroatische Botschaft in Berlin abgeschoben“ wurde, dann „aber bald darauf nach Wien“ ging und „seinen Sold und seine Lebensmittelkarten in einer Außenstelle der Botschaft auf dem Ballhausplatz“ kassierte, „ohne dafür Arbeit zu leisten“²⁹.

Und 1985 schreibt Dalma selbst dann allerdings von einer „Scheinernennung zum Mitarbeiter beim Presseattaché“ in Berlin, einer Stelle, die er „nie angetreten“ habe³⁰.

Das Verhältnis zur Ustaša

Mehrfach wurde behauptet, Dalma sei Mitglied der Ustaša gewesen. So wies etwa das jugoslawische Magazin *Start* 1984 darauf hin, daß Dalma den Kurs „Ehernes Dreiblatt“ in der „časniki škola“ (deutsch: Ehrenscheule) der Ustaša absolviert sowie 1944 als Agent des Ustaša-Direktoriums für öffentliche Ordnung und Sicherheit, Unterabteilung „M“, Abteilung B/II, (ustaško ravnateljstvo za javni red i sigurnost, pododsjek „M“, odsjek B/II) an der Gesandtschaft

des „Unabhängigen Staates Kroatien“ in Berlin gewirkt habe³¹.

Buchacher schrieb dazu im Profil noch vor den Veröffentlichungen in *Start* und dem zusammenfassenden Nachdruck in der österreichischen *Volksstimme* (KPÖ)³²: Der Propaganda der jugoslawischen Kommunisten „schreibt es Dalma zu, daß er für viele Österreicher nach wie vor ein Ustascha-Mann ist, der er sicher einmal gewesen war.“³³

Die Gründung des faschistischen „Nezavisna Država Hrvatska“ (NDH), des vom „Dritten Reich“ recht abhängigen „Unabhängigen Staates Kroatien“, hat Alfons Dalma „ansich innerlich begrüßt, wie die Gesamtheit der Kroaten in jenem Augenblick“. Bald sei ihm und „vielen anderen klar“ geworden, „daß die Stunde der Freiheit nicht mit dem Einzug der von Hitler befehligten Wehrmacht wieder erlangt werden konnte“³⁴.

Diese angebliche politische Einsicht hielt ihn nicht davon ab, an exponierter Stelle in führenden Medien des faschistischen Kroatien bis 1944 zu wirken und dafür auch Auszeichnungen entgegenzunehmen.

Aus Stjepan Tomičić wurde Alfons Dalma

1945 kam er durch Vermittlung des Salzburger Erzbischofs Rohrer zu Gustav Adolf Canaval, der ihn im November 1945 in die Redaktion der *Salzburger Nachrichten* aufnahm. Dort avancierte er bald zum außenpolitischen Ressortleiter und Chef vom Dienst, später zum stellvertretenden Chefredakteur³⁵. Dalma, der mit bürgerlichem Namen Stjepan Tomičić heißt, legte sich hier sein Pseudonym „Alfons Dalma“ zu, da sein Chef, Canaval, mit Rücksicht auf die Salzburger Leser für ein deutsches Pseudonym plädiert habe³⁶.

Dalma dürfte Ende 1945 zunächst noch unschlüssig gewesen sein, denn am 27. Dezember 1945 erschien der erste mit „Dalma“ — allerdings mit „Nino Dalma“ — gezeichnete Artikel. Zudem ist, aber dies nur nebenbei, offen, ob Alfons Dalma sein Pseudonym nicht schon früher benutzt hat. Am 26. September 1943 erschien jedenfalls in der Zagreber *Neuen Ordnung*, für die er angeblich nur als „technischer Redakteur“ gearbeitet hatte, ein Beitrag über „Dalmatien in der kroatischen Volkswirtschaft“ — gezeichnet mit „Dalma“.

Erheblicher sind indes die Zweifel an der Richtigkeit des von Dalma angegebenen Motivs für das Publizieren unter Pseudonym. Bei den *Salzburger Nachrichten* haben mehrere Redakteure — mit durchaus heimisch klingenden Namen — zumindest in den 40er Jahren einen Decknamen benutzt. Das Motiv war dabei durchwegs politischer Natur. Die Betroffenen wollten das temporäre Berufsverbot als Journa-

list, das ihnen wegen ihrer politischen Vergangenheit drohte, umschiffen: So schrieb Hans Thür als „H. (T.) Porta“, Bruno Skrehunetz als „Hillebrand“ sowie Helmut Lenhardt als „Aljechin Bauer“ und als „Bergmann“.

Antikommunismus schützte

Eine semi-offizielle Vita Otto Schulmeisters über Alfons Dalma vermerkt zu dessen Tätigkeit während der sogenannten Besatzungszeit 1945–1955 in Österreich folgendes:

„Im ‚Heroenzeitaler‘ der ‚Salzburger Nachrichten‘, im Österreich der Demarkationslinie das führende Blatt des Westens, hatte Gustav A. Canaval den Mann zu sich geholt, seine Begabung erkannt und ihm als Stellvertreter die praktische Gestaltung des Blatts überlassen.“³⁷

Viktor Reimann zufolge kam Dalma über Vermittlung des Salzburger Erzbischofs Rohrer zum Chefredakteur und Herausgeber der *Salzburger Nachrichten*, Canaval³⁸. Dies erscheint insofern glaubwürdig, als eine Reihe US-amerikanischer Geheimdienstberichte von engen Kontakten Tomičićs mit hohen katholischen geistlichen Würdenträgern berichten und aufgrund dieser Kontakte und zahlreicher Rom-Reisen sogar von einem „vatikanischen Agentennetz“ sprachen³⁹ — eine Behauptung, die nicht bestätigt werden konnte.

Unbestritten blieben jedoch Dalmas zahlreiche Kontakte zu kroatischen Exilanten aus dem Umfeld und den Aktivisten der ehemaligen Ustaša-Bewegung, die eine ideologische Renaissance erfuhren, als sich ihr traditioneller „Antibolschewismus“ nunmehr als Antikommunismus im Kalten Krieg der USA gegen die UdSSR „kanalisieren“ ließ. Dalma steht nach wie vor zu dieser ideologischen Grundposition, die sich in seiner Jugend entwickelt hatte:

„Daß ich von meiner Jugend an bis heute die kommunistische Weltbewegung und die sowjetische Weltmacht für die größte Gefahr in einer freiheitlichen Gesellschaft und Ordnung halte, dürfte bekannt sein. ‚Stalin‘ von Boris Souvarin habe ich als Neuerscheinung bereits 1936 gelesen. Weder Kravtschenko noch Chruschtschow konnten mich als ‚Enthüller‘ überraschen.“⁴⁰

Mit Befriedigung vermerkten US-Geheimdienstberichte, daß Dalma 1948 mit einer kroatischen antikommunistischen Gruppe in Salzburg Verbindung hatte. Enthüllungen einer serbischen Exilzeitung in den USA über Dalmas propagandistische Betätigung für die faschistische Ustaša-Bewegung wurden zwar zu den Akten genommen, aber hinsichtlich des Vorwurfes des Kriegsverbrechens festgehalten, daß es sich offensichtlich um eine Verwechslung mit seinem Vater handeln würde. (Oberst Stefan Tomičić, Senior, war am 31. August 1945 vom 430th CIC Detachment verhaftet und in das Internierungslager Marcus W. Orr in Glasenbach gebracht worden, ehe er am 3.

November 1947 an die österreichischen Behörden ausgeliefert wurde⁴¹). Trotz der mehrfachen Anschuldigungen Anfang der 50er Jahre (Kollaboration mit den Nationalsozialisten, Verhöre amerikanischer und britischer Kriegsgefangener bzw. Befragung des Erzbischofs Alois Stepinac vor 1945 wegen NS-feindlicher Äußerungen)⁴², kam es zu keiner Untersuchung gegen Dalma — auch wenn er Anfang der 50er Jahre direkt die US-Besatzungsmacht anzugreifen begann. Die gemeinsame Allianz gegen den Kommunismus und die Sowjetunion erschien den verantwortlichen US-Offizieren doch letztlich wichtiger zu sein, als die Klärung derartiger — auf den ersten Anschein hin wenig stichhaltiger — Vorwürfe hinsichtlich der Kriegsvorgänge Dalmas⁴³. So schrieb der zuständige Offizier der Information Services Branch, daß der Autor jenes Artikels im Organ der amerikanischen Exil-Serben ein Kommunist sein müsse und überdies ein Serbe gegen den Kroaten Dalma polemisiere. Daß Dalma tatsächlich im Zentralorgan der Ustaša-Bewegung — und nicht nur dort — tätig war, wurde durch diese antikommunistisch motivierte Nonchalance verdeckt bzw. gar nicht erst erhoben.

Etwas skeptischer waren US-Informationsoffiziere Dalma 1946 gegenübergetreten, als er in Verfolgung seiner kontinuierlich antikommunistischen Linie in der Zeitschrift *Die Woge* die Schwäche der UNO bei dem Streit zwischen den USA und Großbritannien einerseits und der Sowjetunion andererseits herausstrich und die Sowjetunion offen attackierte⁴⁴. Der Zensur-Offizier empfahl eine Rüge des verantwortlichen Lizenzinhabers Baron Bernhard von Wüllerstorff, da er Dalmas Angriffe auf die Sowjetunion und damit auf die alliierte Allianz nicht verhindert habe:

„Especially so as any anti-Russian trend is encouraging the Nazi elements in this country to state their argument — Hitler always warned us of the Bolshevics.“⁴⁵

Dalmas Antikommunismus wies jedoch eine Reihe von Unterschieden zu landläufigen amerikanischen Positionen auf. So zählte er die kommunistisch regierten Staaten jenseits des „Eisernen Vorhanges“ — von der Tschechoslowakei bis zu Polen und Rumänien — nicht zu Osteuropa, sondern Westeuropa. Er tat dies beispielsweise unter Hinweis auf die Latinität der Rumänen⁴⁶. Das Bollwerk für diese gesamteuropäische Kultur, aus der er auch realpolitische Ansprüche im Sinne einer „Beseitigung“ der kommunistischen Regime ableitete, sei nach wie vor die römisch-katholische Kirche: „Die Kirchenfürsten sind es, die heute die Unsterblichkeit Europas repräsentieren.“⁴⁷

Während Dalma die offizielle Wende der US-Außenpolitik begrüßte, offensiv gegenüber sowjeti-

scher Politik und sowjetischen Sicherheitsinteressen aufzutreten, und 1948 die innere Opposition gegen diese Politik um den Präsidentschaftskandidaten Wallace negativ beurteilte⁴⁸, zeigte er doch Anzeichen einer differenzierten politischen Analyse. Deutlich wird dies etwa bei seiner Kritik an einem umfassenden Wirtschaftskrieg gegen die kommunistischen Staaten⁴⁹ oder an der „Kommunistenhetze Senator McCarthys“, soweit sie sich gegen „verdiente Kalte Krieger“ richtete⁵⁰. Dalmas Demokratieverständnis in diesem Zusammenhang war jedoch eher auf die umfassende Machtdemonstration gegen den Kommunismus ausgerichtet. Für realpolitisch bedingte Koexistenz-Politik hatte er nichts übrig und fühlte sich in dieser Haltung auch durch den Korea-Krieg bestätigt:

„Das Gewicht der Vereinigten Staaten in der internationalen Politik war jedoch bis jetzt in keinem Verhältnis zu ihrer tatsächlichen Macht, da die amerikanische Demokratie aus demokratischer Bequemlichkeit versäumte, ihre Kraft zu entfalten ...

Das Ergebnis der kommunistischen Herausforderung wird sein, daß jeder Amerikaner einsehen wird, daß der ‚Kalte Krieg‘ von den Vereinigten Staaten eine Kriegswirtschaft erfordert“⁵¹.

Dalmas Blicke auf das Überlebte

Wie deutlich Dalmas Weltbild von seiner politischen Sozialisation vor 1945 geprägt war, zeigt sich auch in seiner Analyse der Ereignisse in Kroatien und Jugoslawien während des 2. Weltkrieges. Für Dalma bedeutete die Befreiung Jugoslawiens vom Faschismus (d. h. vom Ustaša-Regime und von der deutschen Besatzung) „Invasion“ und apostrophierte den Erzbischof von Agram, Stepinac, als „das geistige Haupt des Widerstandes ... noch aus dem Gefängnis.“⁵² Selbst nach dem Bruch zwischen Tito und Moskau 1948 warnt Dalma:

„Im Westen darf nie außeracht gelassen werden, daß die verlässlichen Freunde jenseits des eisernen Vorhanges nur die Völker abendländischer Kultur, Gesinnung oder Religion sind: Polen, Ungarn, Kroaten, Tschechen, Slowaken, Rumänen. Den östlichen orthodoxen Völkern gegenüber kann eine Dosis Mißtrauen nur gesund sein.“⁵³

Die unfabbare Grausamkeit des kroatischen Ustaša-Regimes, sowie die brutalen Vergeltungsmaßnahmen der Deutschen Wehrmacht reduzierte Dalma zu „Schlägen der Deutschen und der kroatischen Streitkräfte“, die die jugoslawische Partisanenbewegung „im Jahre 1943 ohne russische Unterstützung nie überlebt hätte.“⁵⁴ Während er Tito eher mit einem türkischen Despoten verglich, stand nach wie vor „die geschichtliche Aufgabe des Deutschtums im Donauraum“⁵⁵ zur Diskussion — vor allem im Zusammenhang mit Bestrebungen, „die Freiheit des Donauraums wieder herzustellen und Österreich dadurch sein historisches Geschick wiederzugeben.“⁵⁶ Dalmas

Vorstellungswelt einer k. u. k. Restauration unter anderen Vorzeichen hatte ihn bereits während der Kriegszeit kurzfristig fasziniert⁵⁷.

Während er auf dieser Ebene eine Fülle von nationalistischen Vorurteilen vertrat und aktualisierte — Serben haben offensichtlich seiner Ansicht nach keinen Platz in der „europäischen Kultur“ —, verlangte er von den Österreichern den Abbau entsprechender Ressentiments gegenüber den Deutschen und lieferte in einem unkritischen Historizismus immer noch Ideen einer „gesamten deutschen Nation“, dies trotz Akzeptanz der Selbständigkeit Österreichs⁵⁸. Vor allem hinsichtlich des „Deutschen Eigentums“ forderte er eine Restituierung, ohne auch nur mit einem Wort die Hintergründe zu nennen; man hat fast den Eindruck, als hätte es den nationalsozialistischen Terror, die deutsche Kriegsrüstung und die umfassenden österreichisch-deutschen Arisierungen nicht gegeben. Nur durch die „Enttäuschung“ über den „Anschluß im Jahre 1938 ... bis in die österreichischen nationalsozialistischen Kreise, aber vor allem die Moskauer Erklärung der Großmächte vom Jahre 1943 und ihr Sieg von 1945“ die Trennung der beiden „deutschen Staaten“ erklären zu wollen, ist nicht nur äußerst unkritisch; Dalma leistet auch neuen Anschluß-Ideen verdeckt entsprechenden Vorwand, wenn er den Eindruck vermittelt, daß nur der Zwang der Großmächte das selbständige Österreich begründet hätte⁵⁹.

Doch auch in dieser Frage verschloß sich Dalma grundsätzlichen außenpolitischen Konstellationen nicht, sodaß er — zum Unterschied von Artikeln seines Kollegen Viktor Reimann — nicht für den als Wählerforum der ehemaligen Nationalsozialisten gegründeten Verband der Unabhängigen (VdU) eintrat, sondern für die beiden Großparteien ÖVP und SPÖ argumentierte, da sonst die Wirtschaftshilfe der USA eingestellt werden würde⁶⁰. Zwar setzte sich Dalma nicht mit der Problematik des in den späten 40er Jahren aufkeimenden Neonazismus in Österreich auseinander, doch genügte für ihn dieser Vorwurf, um vor der internationalen Öffentlichkeit des Westens und der USA im speziellen diskreditiert zu werden.

Sehr geschickt vermied Dalma eine umfassende Analyse des Faschismus und Nationalsozialismus in seinen Artikeln, und letztlich dominiert bei ihm die pragmatische Überlegung, daß die aktuellen politischen Zielsetzungen — d. h. aus seiner Sicht ein offensiver Antikommunismus — die Vorgänge der NS-Zeit verdrängten. Die Tatsache, daß die Söhne des späteren französischen Verteidigungsministers Jules Moch in deutschen Konzentrationslagern umgekommen waren, rechtfertigt nach Ansicht Dalmas nicht dessen Opposition gegen eine Wiederaufrüstung Deutschlands⁶¹. Ebenso gegen das „Interesse ihrer

Völker handelten ... Emigranten“, die Vergeltung für die Untaten des Faschismus forderten und dies auch nach ihrer Rückkehr versuchten, umzusetzen. Daß er dabei in sehr verzerrenden, generalisierenden Beispielen argumentierte, spricht wiederum eher für die These der mangelnden Bereitschaft, sich trotz umfassender Kenntnis über den Völkermord und die Aggressionskriege mit dem Nationalsozialismus und dem Faschismus kritisch auseinanderzusetzen.

Rassismus

Daß Dalma in seinen grundlegenden Positionen keineswegs immer logisch agierte, zeigen folgende Beispiele, die in den Bereich rassistischer Vorurteile gehören. Während er sich gegen den „rassistischen Überlegenheitseffekt der deutschen Rußlandpolitik“ 1941—1945 aussprach, als es zu Übergriffen gegen die Zivilbevölkerung kam und dadurch die „unerhörte Möglichkeit der Ausnützung der revolutionären Unzufriedenheit in den breiten Massen des Ostens vertan und verspielt wurde“⁶², blieb er schwarzen amerikanischen Soldaten gegenüber grundlegend negativ eingestellt. Am 2. Juli 1952 hatten die *Salzburger Nachrichten* unter der Überschrift „Schwarze Saisongrüße aus Salzburg“ einen, wie es der US-Hochkommissar Donnelly ausdrückte, „Zwischenfall benützt, in den zwei amerikanische Soldaten verwickelt waren, ... um eine Rassengruppe amerikanischer Soldaten in beschimpfender und hetzender Weise anzugreifen.“⁶³ Dalma versuchte bei einem informellen Treffen, an dem auch Canaval, Marčić sowie einige andere Journalisten teilnahmen, diesen Vorwurf des Rassismus zu entkräften, um ihn jedoch letztlich nur noch zu untermauern, wie nachfolgendes Protokoll und die Reaktion des US-Botschafters und -Hochkommissars zeigen:

„Tomicic-Dalma, supporting his chief speaking for the *Salzburger Nachrichten* declared his regret that the newspaper's recent position had been interpreted in American quarters as signifying race prejudice or intolerance. He declared that Continental Europeans, unlike Americans, had no 'Negro problem' in their midst, and therefore felt no prejudice against Negroes as such — only a sense of strangeness. It was very difficult, he felt, for a continental European who looked on Negroes only with a sense of detached curiosity to find any human or cultural linkage with them. And in case a Negro who was suddenly brought into Europe's midst happened to behave in an asocial manner suggestive of 'primitive origins', the abyss between the two worlds was complete. The problem here, then, was not biological but sociological; and it was to be hoped that American authorities, in assessing Austrian reactions to the presence of an 'African' element on their soil, would appreciate the cultural traditions that gave rise to it.

In reply, the Ambassador rejected the concept of American Negro primitivism, and dwelt in detail upon the great strides made by America's Negro population as a whole throughout the last generations ...“⁶⁴

Mit keinem Satz hatte Dalma allerdings je versucht, sein „soziologisch“ motiviertes Vorurteilskon-

zept rassistischer Prägung auf das Verhalten der Ustaša in Jugoslawien anzuwenden.

Kampf gegen Partisanen anno 1950

1943 kämpfte Dalma im Militär — und sei es nur als Austräger von Verwundeten — gegen jugoslawische Partisanen und wurde dafür ausgezeichnet. Seine Kollegin Ilse Leitenberger bescheinigte ihm 1984, daß er „über vierzig Jahre lang“ (!) „unbeirrbar zu seiner Überzeugung“ stand⁶⁵. Manch alte politische Haltung hat Dalma nach 1945 tatsächlich nicht aufgegeben. So ortete er selbst 1950 noch „Partisanen“ und bekämpfte sie mit der Feder:

„Sie können ihn überall in diesem geplagten Nachkriegseuropa, also auch bei uns ins Österreich, beobachten. Polypenartig wuchert ein despotischer, amoralischer, zersetzender, die Ideen tötender Parteigeist. Besonders widerlich ist er in seinen extremen Formen. Aus den vergangenen Kriegsjahren bleibt uns das Wort ‚Partisan‘ in Erinnerung.

Es kommt von Partei. Die deutschen Soldaten kennen diesen Menschentypus aus den Kriegstagen sehr genau. Schauen sie heute etwas genauer um sich, sie werden sehen, daß sie ihm auch heute begegnen können. Er sitzt in jenen Stuben, die der Parteischlüssel öffnet, in den Parteilokalen, im Schlupfwinkel so manchen Revolverblätchens.

Er ist glücklicherweise nicht allzu sehr zu fürchten, da er sich nur schwer vermehrt. Diese Nachkriegszeit unterscheidet sich — Gottseidank — von der ersten Republik wenigstens darin, daß die Masse der Bevölkerung und die besten Geister des Volkes es entschieden ablehnen, sich parteipolitisch fanatisieren zu lassen und in das Gefolge der Hetzer zu geraten. (...) Für das politische Partisanentum aber empfinden sie nur Verachtung, weil der Partisane der Friedenszeit auch aus dem Hinterhalt schießt, die Wahrheit vergewaltigt und sich an seiner eigenen Charakterlosigkeit bis zur Bewußtlosigkeit berauscht. (...)

Der Partisane ist aber gefährlich, weil er totalitär ist. Er kennt nur seine eigene Partei und diese heißt für ihn auch nur sein eigenes Interesse, seine eigene Eitelkeit. Er duldet keine Andersdenkenden, schon weil er selbst überhaupt keine ernsthaften politischen Gedanken besitzt. (...) Seine Selbstgefälligkeit und Eitelkeit sind nur Kompensierung für die Leere seiner Persönlichkeit und für den Mangel an Wissen. Der Partisane ist Ideendieb. Er kennt keine wirkliche Pietät vor großen Verstorbenen ... (...)

Das Maß, in dem ein solcher, der Gemeinschaft verlorenen Mensch der Raserei des Partisanentums verfallen kann, steht nicht immer im geraden Verhältnis zur Größe der Partei. Es ist eher ein ins Auge springendes soziologisches Phänomen, daß die Maßlosigkeit der Parteilichkeit um so größer ist, je kleiner die Partei, für die der Partisan zu kämpfen glaubt.

Beim Entwerfen dieser Charakterzüge des modernen Partisanen hat uns vielleicht hie und da die eine oder andere bestimmte Person vorgeschwebt. Sie war uns aber nicht wichtig. Es geht um den Typus. Sollte sich trotzdem jemand betroffen fühlen, dann bleibt ihm nur die Besserung übrig. Der Partisane ist aber jeglicher Selbstkritik unfähig.

Der schaffende Mensch, der mit seiner Arbeit, seinen Opfern und seinen Steuergeldern das Karnevalstreiben der ‚Partisanen‘ ermöglicht, möge vorsichtig sein. Was unsere Zeit vor allem braucht, ist Geist der Versöhnung, der Volksgemeinschaft. Die Partisanen aller Farben haben uns dorthin geführt, wo wir heute sind.“⁶⁶

Daß spätestens seit dieser publizistischen Attacke sowohl die jugoslawischen als auch die österreichischen Kommunisten auf Dalma sehr schlecht zu sprechen sind, bedarf keiner großen Vorstellungskraft. Die Gegenangriffe setzten sohin mitunter auch bei Dingen an, die zum privaten Bereich Dalmas gehören. So etwa der Vorwurf, der gläubige Katholik Dalma habe, als er in den Nachkriegsjahren die Tochter des *Salzburger Nachrichten*-Herausgebers und -Chefredakteurs Canaval heiratete, verschwiegen, daß er vor 1945 bereits eine Frau kirchlich geehelicht hat⁶⁷.

Dalma führte im übrigen von zumindest 1947 bis in die späten 60er Jahre hinein ein „Dr.“ vor seinem Namen⁶⁸. Das Studium in Zagreb hatte er allerdings nicht abgeschlossen⁶⁹.

Faszination Mussolini

Wichtiger indes ist die Kontinuität bestimmter Teile seiner politischen Einstellung. Bezugnehmend auf die Zeit zu Ende der dreißiger Jahre skizziert Dalma im 1985er-Rückblick folgendes:

„Eine gewisse oberflächliche und mehr ‚ästhetische‘ Anziehungskraft übte auf mich dagegen Benito Mussolini als Garant der österreichischen Unabhängigkeit, als ein Meister des Rednerstils und als ein gebildeter Journalist, der über die sozialistische Bewegung zum Erfinder der faschistischen wurde. Mit der Bildung der Achse nach dem Anschluß war dieser ‚römische‘ Glanz für mich erloschen.“⁷⁰

Erloschen war seine Begeisterung damals zunächst vielleicht schon, aber die Glut reichte noch, um ihn soweit zu erwärmen, daß er ab Jänner 1950 in den *Salzburger Nachrichten* Tagebücher des italienischen Faschistenführers veröffentlichte.

Dabei zeichnete er in der Einleitung zur Serie ein überaus positives Bild von Mussolini: „Mussolini wurde zu einer markanten europäischen Figur“. „Der sanfte, fromme und unpolitische Pius XI. nannte ihn einen ‚Mann der Vorsehung‘. Sein Name ging in das verläßlichste Geschichtsbuch, das der römischen Kirche, ein.“ Mussolini habe das rückständige Italien wirtschaftlich „an die Spitze der europäischen Entwicklung“ gebracht. „Ohne Gerichtsverfahren beschloß und vollzog eine Gruppe kommunistischer Partisanen seine Hinrichtung ...“; es folgte eine eingehende Schilderung dieses dramatischen Endes. Eine Schilderung, die wohl auf Mitleid mit dem Diktator bei Lesern und Leserinnen abzielte. Daß Mussolini seine politischen Gegner brutal verfolgte, erwähnte Dalma in jener Einleitung zum Abdruck der Tagebücher nicht einmal in einem Nebensatz⁷¹.

Eine „mongolische Kakophonie“ gegen Dalma

Die Reaktionen blieben damals nicht aus. Und Dalma rechtfertigte sich:

„Die Ankündigung und die ersten Fortsetzungen (...) wurden von der kommunistischen Presse (und bezeichnenderweise auch von *einigen* sozialistischen ‚fellow travellers‘, die anscheinend auch das Gespenst des Faschismus zu ihrer Existenzberechtigung brauchen) mit einer geradezu mongolischen Kakophonie begrüßt. Die heutigen Monopolinhaber des Totalitarismus regten sich furchtbar auf, sahen in der Veröffentlichung des Mussolinischen Dokumentes den (strafbaren und vom Alliierten Rat zu verfolgenden) Tatbestand des Neofaschismus, Neonazismus ... und wie schon diese immer wieder aufgeworfenen, aber schlecht definierbaren Dinge heißen. Wir können dazu nur mit den Achseln zucken.

Der Inhalt des Tagebuches ist nämlich zu allem eher geeignet, als zur Propaganda für den Totalitarismus und zur Schaffung der Diktatorenlegenden.“⁷²

Dalma schrieb natürlich wider besseres Wissen. Mussolinis Ausführungen waren geeignet, Mitleid für ihn aufzubringen, Mitleid, das die Sicht auf die realen Dinge vernebelt. Zudem beschönigte nicht nur Mussolini den italienischen Faschismus, sondern auch Dalma ließ in der Einleitung wesentliche Charakteristika der faschistischen Ära Italiens einfach weg.

Doch Dalma wollte offensichtlich nicht bloß Mitleid mit Mussolini. Er wollte Sympathie für den — „Humanisten“! — Mussolini:

„Wer seine Schriften kennt, mit ihm persönlich einmal in Kontakt gekommen ist oder wenigstens seine Gespräche mit dem einst deutschen und zweifelsohne demokratischen Journalisten Emil Ludwig gelesen hat, der muß sich der Meinung anschließen, daß Mussolini ein Humanist war, was unter anderem heißt, daß er sich der Grenzen sowohl seiner eigenen Persönlichkeit als des menschlichen, also auch seines Werkes, völlig bewußt war. Dies erklärt auch die Tatsache, daß er im Totalitarismus nie so weit ging wie Hitler und Stalin, nämlich bis zur rücksichtslosen und verallgemeinerten physischen Ausrottung des Gegners.“⁷³

Aus diesen Sätzen kann man nur schließen, daß jeder, der mit einer gewissen Rücksichtnahme spezifische Gegner hinmorden läßt, ein purer Humanist sei. Jeder Diktator kann sich einen Journalisten mit derartigem Argumentationsvermögen nur als PR-Mann wünschen. Dalma wechselte nach den *Salzburger Nachrichten* damals allerdings mit Jahresende 1953 zum *Münchner Merkur*.

Führender Journalist beim *Münchner Merkur* und im ORF

Nahezu zwölf Jahre blieb Dalma in München als geschäftsführender Chefredakteur. 1967 holte ihn Gerd Bacher in den Österreichischen Rundfunk (ORF), wo er bis 1974 als zentraler Chefredakteur wirkte⁷⁴. Anschließend arbeitete er als Rom- und

Vatikan-Korrespondent für den ORF (bis 1986) und für die konservativen Tageszeitungen *Die Presse* (Wien) und *Die Welt* (Hamburg).

„Generationstypisch ist diesem Dalma arg von der Zeit zugesetzt worden“, bringt es Otto Schulmeister — wie Dalma ein Journalist „mit Vergangenheit“ — auf den Punkt, „die Linke hat ihn zur ‚Haßfigur‘ stilisiert. Unbekümmert darum, hat ihn Kreisky aber für seine Qualität ausgezeichnet.“⁷⁵ Auf Anregung des damaligen Außenministers Bruno Kreisky hat Dalma das „Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich“ erhalten. Kreisky rückte später jedoch von Dalma deutlich ab.⁷⁶

1969 erhielt Dalma den Renner-Preis für Publizistik; und als er 1984 vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst den Titel „Professor“ verliehen bekam, schrieb *Die Presse*: „Dalma begann bei den ‚Salzburger Nachrichten‘ ...“⁷⁷.

¹ Siehe z. B. Robert Buchacher: *Alfons Dalmas Roma*. In: *Profil*, 11. 1. 1982, 16—19; Anatol Aber: *Alfons, der edle Ritter. Die seltsame Karriere des Herrn Dalma*. In: *Volkstimme*, 29. 7. 1984, Beilage „Panorama“, IV; Rubrik *Sie fragen — wir antworten*. In: *Kurier*, 23. 2. 1987, 14; Reinhard Tramontana: *Ja und Amen? In: Profil*, 6. 2. 1984, 59; Josip Drasković: *Koje je boje crkvena zastava? In: Start* (Zagreb), 25. 2. 1984, 30—33; ders., *Političke mise fratra susnjare*. In: *Start* (Zagreb), 10. 3. 1984, 75—77.

² Alfons Dalma: Werdegang. Beilage zu Brief Alfons Dalma, Rom, an Fritz Hausjell, Wien, 16. 2. 1985, 1.

³ Zumindest dies ist falsch: Dalma war von 1947 bis 1953 Mitglied der Journalistengewerkschaft (Journalistengewerkschaft, Karteiblatt zu „Dr. Stefan Tomić-Dalma“).

⁴ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 1.

⁵ Ebd., 1.

⁶ Ebd., 1f.

⁷ Dies geht aus einer Auszeichnung hervor, die Dalma für seinen Einsatz als Kriegsberichterstatter am 4. 11. 1943 erhielt; darin wird er als „uredniku ‚Hrvatskog Naroda‘“, als *Hrvatski Narod*-Redakteur, bezeichnet (Privatarchiv Hausjell: Ja Poglavnik Nezavisne Države Hrvatske svojom odredbom broj Oc. — 594-Zv. Kol—1943, 4. studenoga 1943; Original im Archiv des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung Kroatiens, Zagreb).

⁸ Siehe Impressum in *Alarm. Die Südost-Illustrierte. Illustrazione del sud-est. L'Illustré du Sud-Est européen* (Zagreb/Agram), Jg. 1, Nr. 4/II, Maiheft 1942; frühere Ausgaben dieser dreisprachigen Zeitschrift fehlen im Bestand der Österreichischen Nationalbibliothek.

⁹ Robert Buchacher: *Alfons Dalmas Roma*. In: *Profil*, 11. 1. 1982, 16—19, hier 18.

¹⁰ Interview Fritz Hausjell mit Wilhelm Anton Oerley, 23. 5. 1984.

¹¹ Vgl. den Blick aus befreundeter, nationalsozialistischer Perspektive auf die kroatische Presse zur damaligen Zeit im Beitrag *Kroatiens Pressewesen*. In: *Donauzeitung* (Bcograd), 1. 8. 1944, 3.

¹² *Alarm*, Jg. 1, Nr. 5/1, Juniheft 1942, Bildtext zu „Die ‚Blaue Division‘ an der Ostfront“.

¹³ *Alarm*, Jg. 1, Nr. 7/II, Juliheft 1942, Bildtexte zu „Partisanen werden liquidiert“.

¹⁴ Im Impressum des II. Juliheftes 1943 (2. Jg.) von *Alarm* ist neben Stjepan Tomićić erstmals der Vermerk „(bei der Wehrmacht)“ angeführt.

¹⁵ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 2.

¹⁶ Siehe Anm. 6; die Begründung lautet im Original: „u znak priznanja za odvažno držanje u devetdnevnoj borbi protiv odmetnika kod sela Butiga /jugoično od Sinja /za vrijeme od 11. do 26. rujna 1943“.

¹⁷ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 2.

¹⁸ Ebd., 2.

¹⁹ Ebd., 2.

²⁰ Siehe *Spremnost* (Zagreb), Nr. 46/1943 (als „glavni urednik“ zeichnete dort T. Mortigijija) sowie N. N.: *Auszeichnungen*. In: *Deutsche Zeitung in Kroatien*, 16. Juli 1944, 12.

²¹ In der Österreichischen Nationalbibliothek nicht vorhanden. *Elan* wird auch im detaillierten Beitrag „Kroatiens Pressewesen“ (*Donauzeitung*, 1. 8. 1944, 3) nicht genannt.

²² Siehe Impressum in *Neue Ordnung*, 30. 1. 1944; „Hauptschriftleiter“ war Dr. Theodor v. Uzorinac.

²³ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 2.

²⁴ Siehe *Impressa der Neuen Ordnung* sowie die *Laudatio Ein ehrlicher Freund. Zur Auszeichnung Hermann Proebst's*. In: *Neue Ordnung*, 19. 11. 1944, 3. — Ob sich in den Redaktionen von *Spremnost* und *Alarm* nach dem Juli 1944 personelle Veränderungen ergaben, kann noch nicht beantwortet werden. Ausgaben beider Blätter sind in der Österreichischen Nationalbibliothek nur bis 1943 vorhanden.

²⁵ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 2. Diese Festlegungen Dalmas sind Antworten auf entsprechende Fragen Fritz Hausjells. Der Journalist Robert Buchacher nannte in seinem Gespräch mit Dalma 1982 jene Details — Zeitschriftennamen, Auszeichnungen — nicht, und Dalma erwähnte von sich aus nichts, obgleich Buchachers Recherchen eindeutig auf seine Tätigkeit und Einstellung zwischen 1941 und 1945 abzielte.

²⁶ N. N.: *Auszeichnungen*. In: *Deutsche Zeitung in Kroatien*, 16. 7. 1944, 12; N. N.: *Verleihung von Auszeichnungen*. In: *Deutsche Zeitung in Kroatien*, 25. 7. 1944, 8.

²⁷ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 2.

²⁸ Otto Schulmeister: *Alfons Dalma. Porträt eines Journalisten und Zeitungsgestalters*. In: *Der österreichische Zeitungshändler*, 7. Jg., 2/1964, 11f. — Hervorhebung durch die Verfasser.

²⁹ Buchacher, *Alfons Dalmas Roma*, a. a. O. (Anm. 8), 18.

³⁰ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 2.

³¹ Drasković, *Koje je*, a. a. O. (Anm. 1), 32.

³² Aber, *Alfons, der edle Ritter*, a. a. O. (Anm. 1).

³³ Buchacher, *Alfons Dalmas Roma*, a. a. O. (Anm. 8), 18.

³⁴ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 3.

³⁵ Ebd., 3f.

³⁶ Buchacher, *Alfons Dalmas Roma*, a. a. O. (Anm. 8), 18: Alfons sei sein zweiter Taufname, Dalma habe er dem geographischen Begriff „Mer de Dalma-cie“ in einer alten französischen Südosteuropakarte entnommen.

³⁷ Schulmeister, *Alfons Dalma*, a. a. O. (Anm. 28).

³⁸ Interview Fritz Hausjell mit Viktor Reimann, 24. 1. 1984.

³⁹ Department of the Army. U.S. Army Intelligence and Security Command (Fort George Meade): Dalma Alfons.

⁴⁰ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 3.

⁴¹ National Archives Washington (= NA), Record Group (= RG) 260, Austria, Box 887, File 10: Tomićić — Political Editor of the Salzburger Nachrichten.

⁴² Department of Army, a. a. O. (Anm. 39), File Check, Report dated 15 Nov. 1952.

⁴³ Vgl. dazu auch allgemein Oliver Rathkolb: *Politische Propaganda der U.S.-Besatzungsmacht in Österreich 1945 bis 1950. Ein Beitrag zur Geschichte des Kalten Krieges in der Presse-, Kultur- und Rundfunkpolitik*. Phil. Diss., Wien 1982.

⁴⁴ NA, RG 260, Austria, Box 99, File 152: Goetz an Operations-Co-ordinator, 1 April 1946.

- ⁴⁵ Ebd. — 2. Chefredakteur der *Woge* war Viktor Reimann.
- ⁴⁶ Alfons Dalma: *Ewiges Ungarn*. In: *Salzburger Nachrichten*, 12. 6. 1948, 1.
- ⁴⁷ Ebd.
- ⁴⁸ Alfons Dalma: *Die hundert Tage Amerikas*. In: *Salzburger Nachrichten*, 10. 1. 1948, 1f.
- ⁴⁹ Ders.: *Wirtschaftskrieg in Osteuropa*. In: *Salzburger Nachrichten*, 19. 1. 1948, 1f.
- ⁵⁰ Ders.: *Schüsse aus dem Hinterhalt*. In: *Salzburger Nachrichten*, 15./16. 4. 1950, 1f.
- ⁵¹ Ders.: *Das Ende einer Illusion*. In: *Salzburger Nachrichten*, 1./2. 7. 1950, 1.
- ⁵² Ders.: *Ewiges Ungarn*. In: *Salzburger Nachrichten*, 12. 6. 1948, 1.
- ⁵³ Ders.: *Wohin spielt Tito?* In: *Salzburger Nachrichten*, 3./4. 7. 1948, 1.
- ⁵⁴ Ebd.
- ⁵⁵ Alfons Dalma: *Österreich und Deutschland*. In: *Salzburger Nachrichten*, 28./29. 10. 1950, 1.
- ⁵⁶ Ebd.
- ⁵⁷ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 3.
- ⁵⁸ Alfons Dalma, *Österreich und Deutschland*. In: *Salzburger Nachrichten*, 28./29. 10. 1950, 1.
- ⁵⁹ Ebd.
- ⁶⁰ Alfons Dalma: *Österreich vor der Welt*. In: *Salzburger Nachrichten*, 8./9. 10. 1949, 5.
- ⁶¹ Ders.: *Chancen für Krieg und Frieden*. In: *Salzburger Nachrichten*, 23. 2. 1950, 17.
- ⁶² Ebd.
- ⁶³ Bundeskanzleramt Wien, Bestand „Verbindungsstelle“. Zl. 7736/V1, 9. 7. 1952.
- ⁶⁴ Österreichisches Institut für Zeitgeschichte (Wien), Nachlaß Löwy Albert, Mappo Salzburger Nachrichten, Memorandum 25. 7. 1952, 4f.
- ⁶⁵ „ile“ (d. i. Ilse Leitenberger): *Alfons Dalma zum 65. Geburtstag: Journalist mit Wissen, Herz und Charakter*. In: *Die Presse*, 26./27. 5. 1984, 3.
- ⁶⁶ Alfons Dalma: *Armut und Lächerlichkeit des Verbissenen*. In: *Salzburger Nachrichten*, 7./8. 1. 1950, 1.
- ⁶⁷ Drašković, *Koje je, a. a. O.* (Anm. 1); Aber, *Alfons, der edle Ritter*, a. a. O. (Anm. 11).
- ⁶⁸ Z. B. Karteikarte der Journalistengewerkschaft; Hans Ludwig Wrede/Ferdinand Mentzen (Hrsg.): *Wer schreibt worüber? Journalisten-Handbuch 1956*. Bad Godesberg 1956, 321; Privatarchiv Hausjell: Programm des Workshops „Violence and The Mass Media“ (Salzburg—Anif, August/September 1968).
- ⁶⁹ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 1.
- ⁷⁰ Ebd., 3.
- ⁷¹ Alfons Dalma, *Mussolinis Tagebücher*. In: *Salzburger Nachrichten*, 28./29. 1. 1950, 5.
- ⁷² Alfons Dalma, *Diktatoren, Faschisten, Kommunisten*. In: *Salzburger Nachrichten*, 11./12. 2. 1950, 1.
- ⁷³ Ebd.
- ⁷⁴ Dalma, Werdegang, a. a. O. (Anm. 2), 4.
- ⁷⁵ „Sch.“ (d. i. Otto Schulmeister): *Alfons Dalma zum 65. Geburtstag: Journalist mit Wissen, Herz und Charakter*. In: *Die Presse*, 26./27. 5. 1984, 3.
- ⁷⁶ Buchacher, *Alfons Dalmas Roma*, a. a. O. (Anm. 8), 17.
- ⁷⁷ N. N.: *Professorentitel für Alfons Dalma*. In: *Die Presse*, 20. 12. 1984, 11.

PETER MALINA

„Wieder Fuß fassen, nicht gefragt werden, schweigen dürfen“

Ilse Leitenberger

Ein österreichischer Lebenslauf

1. Biographische Vorbemerkungen

„Ich weiß nichts davon“

Ilse Leitenberger wurde am 17. Juni 1919 in St. Pölten in eine gutbürgerliche Familie (der Vater war Fabrikdirektor) hineingeboren. Ihre Schulzeit verbrachte sie zunächst in Österreich (Institut der Englischen Fräulein), dann in Deutschland (Brüdergemeinde Korntal und Königin-Katharina-Stiftung in Stuttgart). 1938—1940 studierte sie an der Hochschule für Politik in Berlin und erhielt nach eigenen Angaben 1940 aus „politischen Gründen“ Studienverbot. Sie absolvierte danach eine Ausbildung zur „Schriftleiterin“ im Nachrichtenbüro „Europapress-Transkontinent“; 1941—1944 war sie Korrespondentin in Bukarest, Sofia und Bratislava, 1944 war sie unter anderem auch für die *Donauzeitung* in Beograd tätig. 1944—1946 verbrachte Ilse Leitenberger in rumänisch-sowjetischen Internierungs-„Lagern“. Anfang 1947 kehrte sie nach Österreich zurück und lebte in den folgenden Jahren in Salzburg, wo sie ab 1947 zunächst als Kulturredakteurin, dann als Chef vom Dienst in den *Salzburger Nachrichten* tätig war, 1960 trat sie in den Redaktionsstab der Zeitung *Die Presse* in Wien als Redakteurin für Feuilleton und Literatur ein und rückte dort zur Chefredakteur-Stellvertreterin auf. Mit der Jahreswende 1981/1982 zog sie sich aus dem unmittelbaren Redaktionsstab zurück, blieb aber als Konsulentin, Kommentatorin und Verantwortliche für den Literaturteil dem Blatt weiterhin erhalten¹.

Als Mitarbeiterin der *Salzburger Nachrichten* und der *Presse* hat Ilse Leitenberger in ihren Kommentaren eine journalistische Wirklichkeit geschaffen, die in den letzten Jahren nicht unwidersprochen geblieben ist. Geprägt durch Krieg und Nachkriegszeit sind ihre Stellungnahmen zu Kultur, Politik und Gesellschaft allerdings auch Ausdruck eines überindividuellen Geschichts- und Politikbewußtseins und damit auch ein Indiz für den Umgang mit einer Vergangenheit, die sich gewiß nicht allein auf sie beschränkt. Folgt man ihrer lebensgeschichtlichen

Selbstdarstellung, dann war sie „für die Hochschule für Politik höchstens insofern vorfabriziert, als journalistische Balkanjahre samt Krieg und Gefangenschaft sich später einigermaßen heil und eher gründlich informiert überstehen ließen“². Dem historischen Befund kann diese Darstellung freilich nicht so ohne weiteres standhalten. Im *Profil* vom 11. November 1985 scheint die ehemalige Korrespondentin des deutschen nationalsozialistischen Auslandsblattes *Donauzeitung* denn auch als eine der „völkischen Beobachter“³ auf, die 1946 in den *Salzburger Nachrichten* nach dem Ende ihrer Schreibearbeit für die NS-Presse Unterschlupf fanden und auf diese Weise die „Wiedereingliederung“ in die Nachkriegsgesellschaft vollzogen und damit auch ihren bisherigen Lebensweg dem gnädigen Vergessen überlassen wollten⁴. Angesprochen auf ihre dokumentarisch nachweisbare Mitgliedschaft bei der NSDAP (Ortsgruppe St. Pölten, Gau Niederdonau)⁵ kann sich Ilse Leitenberger (und auch da ist sie gewiß kein Einzelfall) an nichts erinnern: „Ich weiß nichts davon, ich hab' das noch nie gehört“⁶.

2. Das Ende als Anfang des Vergessens

„Der Konsens aller Davongekommenen“

Für Fritz Hausjell sind die Erinnerungen Ilse Leitenbergers (wie die anderer prominenter österreichischer Nachkriegsjournalisten auch) keineswegs als „Geständnis“ oder selbstkritisches Bekenntnis zu verstehen: „Da wurden schon eher Rechtfertigungen angeführt und die aus heutiger Perspektive positiven, entlastenden Elemente in den Vordergrund gerückt“⁷. In Erinnerung blieb Ilse Leitenberger, die sich sehr wohl (trotz einer durchaus glaubhaften steigenden Distanzierung) bis zuletzt in das NS-System zu integrieren wußte, nicht so sehr der Schrecken des Nationalsozialismus, sondern die Zeit im Internierungslager. Hier erlebte sie auch, womit sich ihrer Meinung nach später „Zeitgeschichtler so wenig erfolgreich abplagen würden“, daß es unmöglich war, das „Reich“ und erst recht das „Großdeutsche Reich“ in Rubriken einzuordnen — „erst recht für die sowjetische Bürokratie“, der sie offenkundig schon damals jeden Durchblick absprach⁸.

In diesem „Lager“ lernte sie, daß sie nun „Österreicherin“ sei und dem neu entstandenen Österreich zugehöre. Für sie allerdings ist dies das Ergebnis einer „Aussonderung“: Eine Kommission aus Wien — so ihr Bericht — „sollte die Rotweißbroten herausklauben, sollte sie von den anderen, den Faschisten, nicht wahr!, trennen, irgendwoanders unterbringen, bis zur Heimkehr. Aussonderung also, von diesem Moment an“⁹. Vorgenommen wurde diese Trennung von einem „Genossen“, der bereits im Kriegsgefängnis durchdrungen war von seiner „Mission“,

„aussonderte“ und abschließend erklärte, daß „Faschisten“ nicht heimkehren dürften: „Und er zerriß unsere Liste, trat die Fetzen in den Kot. Nur wer nachweisen könne, Antifaschist gewesen zu sein, dürfe jemals wieder nach Hause ...“¹⁰ Erst im Winter 1946 konnte sie nach Österreich zurückkehren und wurde hier — als ehemalige NS-Schriftleiterin — für einige Zeit (was sie heute noch erstaunt) in der Roßauer Kaserne in Haft gesetzt. „Irgendwann“ (vermutlich Ende 1946/Anfang 1947) wurde sie entlassen. Sie kehrte in ihr Elternhaus zurück und lernte „österreichisch“. Nach ihrer Darstellung wurde ihr erst jetzt bewußt, „wie der Krieg einst weitergegangen, wie er aufgehört hatte“¹¹. Interessiert ist sie selbst in der Erinnerung allerdings nur an dem, was den „eigenen“ Leuten von den „anderen“ angetan worden war: „Wer aller noch gefallen, gestorben, geflohen, vermißt, ausgebombt und so fort war. Wer womit und wie neu angefangen hatte. Wer Glück hatte und wer keines hatte“¹².

3. Das Schicksal der „anderen“

„Irgendwohin abtransportiert“

Ilse Leitenberger hatte „Glück“. Sie fand in den *Salzburger Nachrichten* Canavals Unterschlupf. Hier war (was angesichts der NS-Vergangenheit ihrer Redaktionskollegen nicht überrascht) ein „seltsamer Konsens“ zu spüren: „Der Konsens aller Davongekommenen, den sie als „ein geheimnisvolles, ein fast körperlich spürbares Einverständnis“ interpretiert, „nicht zu vergessen und sich zu dessen Versicherung höchstens Codeworte zurufen“¹³. Dieses „Nichtvergessen“ ging allerdings davon aus, daß nicht einfach „vergessen“ werden konnte — was manche gerne wünschten. Am meisten machte zu schaffen, daß „nicht einfach Frieden war. Daß nicht einfach alle neu anfangen. Sondern daß da Trennungslinien gezogen wurden. Daß man Gewissenserforschung zu betreiben hatte ... Den Untergang noch einmal serviert bekam als einziges Schuldkonto. Und „man fühlte sich schuldig ...“¹⁴

Statt das „Schuldkonto“ tatsächlich abzutragen, läßt Ilse Leitenberger in ihren Texten das Bild einer Vergangenheit entstehen, das Schuld abwehren und auf „Verdienste“ hinweisen soll. In ihren autobiographisch geprägten Erinnerungen *Kinderhaus bürgerlich* taucht unvermittelt ein Mann auf, dem Hanna, die Erzählerin der Geschichte, hilft — „halb tot vor Anstrengung, als sie dann doch eines Tages den Paß hatte, das Visum, seine Eintrittskarte ins Gelobte Land“. Was damit gemeint ist, bleibt ungesagt, und auch die Autorin weiß es nicht: „für welche miese Republik zwischen Panama und Costa Rica, das weiß ich nicht mehr“¹⁵. Letzten Endes waren alle Anstrengungen doch umsonst, denn es „war schon zu spät“.

Resigniert weiß die Erzählerin lediglich zu berichten: „Der wehrwirtschaftlich wichtige Jude, der Träger des Kronen-, des Leopoldordens, des Eisernen Kreuzes, nicht einmal so jemanden konnte einer herausklauen“. Was mit ihm geschah, bleibt ungesagt: „Irgendwohin abtransportiert“¹⁶.

Die „Mammi“ der Erzählerin in Leitenbergers autobiographischem Bericht *Kinderhaus bürgerlich* hingegen war da erfolgreicher: Als ihre Dienstboten im Zuge der Kriegereignisse nicht mehr zur Verfügung stehen, besorgt sie sich Fremdarbeiterinnen. Schließlich wurden ihr vier Ukrainerinnen zur Verfügung gestellt, die gewiß keine „Schönheiten“ gewesen seien, dafür „aber auch nicht verhungert oder verzweifelt oder elend“, jedem mißtrauisch, neugierig und lang unfähig, zu begreifen, was sich an ihrer neuen Einsatzstelle in ihrem Leben verändert hatte. Denn „da fing der Tag auf einmal mit einem Frühstück an“ — zusammen mit den Hausleuten, die auch in der Küche eintrafen, wohl auch deswegen, weil dort der wärmste Platz im ganzen Hause war. Die Idylle war perfekt: die dienstverpflichteten Ukrainerinnen räumten auf oder „werkelten“ im Keller oder in den Gästezimmern. „Mammi“ war in ihrem Element, und ihre pädagogischen Ambitionen kannten keine Grenzen: schon hatte der russische Taschen-Langenscheidt Eselsohren („jeder wurde geprüft“) und auch die „Fremdarbeiterinnen“ sollten sich der Fürsorge nicht entziehen.

So als gäbe es keinen Krieg, läßt Ilse Leitenberger ihre „Mammi“ sagen: „Ludmilla, komm her, zieh deinen Bauch ein, dann geht der Lodenmantel nämlich zu. Wenn ihr nächsten Winter nicht schon daheim seid, dann nähen wir auch noch Hasenfelle hinein! Hannas Pullover, den mit dem Norwegermuster, Warwara, du bekommst ihn schon jetzt, obwohl es bis Weihnachten noch dauert“¹⁷. Nicht gesagt wird, woher diese dienstverpflichteten „Fremdarbeiterinnen“ gekommen waren, und verschwiegen bleibt, daß diese häusliche Idylle sich vor dem Hintergrund eines unbarmherzigen russischen Eroberungskrieges ereignete, in dem gnadenlos mit „Fremd“-Arbeitern und -Arbeiterinnen umgegangen wurde. Statt dessen erfährt der Leser, daß „diese Ludmillas und Warwaras“ keine (Lebensmittel-)Marken mitbringen konnten und daher von den Vorräten des Kellers miternährt wurden: „Und ehe der Jänner um war, dieser Jänner 1945, waren sie kugelfrund, die Sklavinnen“, und zogen eines Abends ab, „singend und zufrieden mit dieser Welt“¹⁸.

Trotz dieser offenkundig als Beweis für unvor-
eingenommenes Verhalten gegen slawische „Untermenschen“ referierten Episode ist in den Texten Leitenbergers — nun abgesehen von einem pauschalen Antikommunismus — sehr deutlich zu spüren, wer

da „oben“ und wer da „unten“ sein soll. Den „Slawen“ wird grundsätzlich eine deutlich untergeordnete Stellung zugewiesen. Sie „plappern“ ukrainisch, die Mutter der Erzählerin hingegen „spricht“ deutsch, und man braucht ihnen daher gar nicht zuzuhören. Allerdings: „Nur, wenn sie etwas haben wollten, dann hatten sie auf einmal eine Menge deutscher Worte parat“¹⁹. Auch die Tschechen bleiben von Vorurteilen nicht verschont. Die Ausweisung der Deutschen aus der Tschechoslowakei betraf für Ilse Leitenberger schon 1948 die Nachkommen jener, „die in Jahrhunderten das Land mühselig gerodet hatten“²⁰ (die Unterdrückungspolitik der NS-Okkupanten bleibt unerwähnt). Für sie ist der Böhmerwald „deutsches“ Land: Slawen hatten — so ihre Reflexion über die deutsche Besiedlung Böhmens — „seit je eine Abneigung gegen das Gebirge“²¹, ganz abgesehen davon, daß die „heilende Stille“ dieser Landschaft, die die hier geborenen (deutschen) Böhmerwälder als den guten Segen des Landes priesen, „die kollektivistische Seele der Tschechen in einen peinigenen Zustand der Angst“ versetzte²². Nach der Aussiedlung der Deutschen sei dieses Gebiet nun ein „Niemandland“ geworden, denn „die Tschechen wissen sich keinen rechten Rat, was sie mit dem Böhmerwald ohne Menschen anfangen sollen“²³.

4. Vorurteile als politischer Kommentar „Störenfriede“, „Brunnenvergifter“ und das „Weltjudentum“

Die Schatten der Vergangenheit, die sie selbst nicht wahrhaben möchte, holen die Kommentatorin Ilse Leitenberger vor allem dann ein, wenn sie sich selbstsicher mit der Vergangenheit anderer auseinandersetzen zu können glaubt und dabei unbefangen aus dem Fundus ihres Sprachschatzes schöpft. Unbefangen und ungeniert verwendet sie das ihr aus ihrer journalistischen NS-Praxis wohl nicht unbekanntes Vokabel vom „Weltjudentum“, indem sie zum Beispiel im September 1982 eine tiefe Spaltung zwischen Israel und dem „Weltjudentum“ zu bemerken glaubt²⁴. Locker spricht sie von dem „Judenstaat“, dessen Entwicklung durch eine „geistige und soziale Krise“ bestimmt und der nun zu einem „Störenfried“ geworden sei. Der Staat Israel ist für die Kolumnistin der *Presse* längst nicht mehr ein Erfolgserlebnis des „Weltjudentums“, sondern ein „Störenfried“, dessen Reaktionen — so ihre einführende Interpretation — „dem Europäer oft unverständlich erscheinen“²⁵.

Der Begriff „Faschismus“ ist für sie offenkundig nichts anderes als ein historisches Versatzstück, das nicht Anlaß zur Selbstinspektion, sondern je nach Gelegenheit lediglich zur assoziativen Denunzierung anderer eingesetzt werden kann. In ihrem Kommentar zu den Massakern von Sabra und Schatila meint

sie etwa — und ähnliches freilich ist in ihrer Aufarbeitung der eigenen Geschichte nicht zu finden: „Ein Volk ist für seine Regierung nicht verantwortlich, aber sein Verhalten wird an der Scham gemessen, die es über verschuldetes oder erduldetes Unrecht aufbringt. Es ist die Scham, seine Ehre befleckt zu haben. So drückte man das einmal aus“²⁶. Für sie heißt dies freilich nicht, sich redlich nach den Alternativen auch in Israel zu fragen, sondern lediglich festzustellen: „Wem würden sich Parallelen zu Deutschland, nur zu Deutschland?, nicht beklemmend einstellen?“²⁷

Daß es sich bei dieser Frage um eine bloß rhetorische handelt, die im Grunde nicht bezweckt, sich (auch) mit „Deutschland“ und seinem Faschismus auseinanderzusetzen, wird deutlich in einem Kommentar zur Veröffentlichung der Zeitung *Yedioth Ahronoth* im November 1986, in der die Waldheim-Diskussion neuerlich aufgegriffen wurde. Offenkundig besorgt, fragt sie sich, ob es in Israel „wirklich“ an Feindbildern mangle, und fügt daran einen Schluß, den sie für die Aufarbeitung der deutschen/österreichischen Vergangenheit so nicht zieht: „Kommt man mit der eigenen Vergangenheit — und auch Gegenwart — selbst nicht mehr so recht ins Reine? Es scheint so“²⁸. Ohne Skrupel bedient sie sich zur Charakterisierung der Vorgangsweise der Zeitung eines Vokabels, das wesentlich zum Repertoire der antisemitischen Sprache der Unterstellung gehört: „Brunnenvergiftung“²⁹.

Durch Anspielung und Wort-Verwendungen werden dem Leser Assoziationsbrücken geschaffen, die letzten Endes darauf hinauslaufen, Zusammenhänge zu stiften und historische Erinnerungen mit gegenwärtigen Vor-Urteilen zu verknüpfen. Wenn Ilse Leitenberger zum Beispiel in ihrem Beitrag vom 25. März 1986 für vermeintliche „jüdische“ Urheber der Waldheim-Kampagne den Ausdruck „Ewiggestrige“ verwendet, stiftet sie nicht nur eine Gleichsetzung zwischen „alten“ unbelehrbaren Nazis und jenen Juden, die immer noch die Erinnerung an die Verfolgung wachhalten wollen. Mit dem Hinweis darauf, daß damit auch aus einer „düsteren“ Vergangenheit „Geschäfte“ gemacht werden sollen, wird ein altes antisemitisches Klischee wieder salonfähig³⁰.

Den latenten Antisemitismus in Österreich, der seit 1945 ungebrochen gleichsam als Vorurteilspotential zur Verfügung steht, will Ilse Leitenberger jedoch nicht wahrhaben. Für sie ist das Aufdecken dieses Antisemitismus am Beispiel der Vorgänge rund um die Bundespräsidentenwahl 1986 im Gegenteil Anlaß, jenen, die darauf aufmerksam machten, noch zusätzlich mit „Schuld“ zu belasten: „Sie nämlich sind es“, läßt sie sich drohend vernehmen, „die bereits jetzt ein gehöriges Quantum Schuld daran tragen, daß ein neuer Antisemitismus nicht mehr wegzuleugnen ist,

von dessen Ausuferungen wir uns noch keinen Begriff machen können.“³¹ Die Aufdeckung der Vergangenheit Kurt Waldheims „mit ihren infamen Angriffen“, wurde von einer Seite vorgenommen, die sich „unangreifbar“ glaubte³². Für sie hat Waldheim „mit der Sache des Weltjudentums“ nicht das geringste zu tun. Mit Berufung auf den „Durchschnittsösterreicher“ meint sie, sich darüber wundern zu können, daß ein so angesehenes Gremium wie der World Jewish Congress „sich unter anderem nicht entblödet, angebliche titokommunistische ‚Kriegsverbrecher‘-Listen als Beweismaterial in die Kampagne einzubringen“³³. Allerdings stehe dieser „beispiellosen Einmischung“ die ebenso „beispiellose Würdelosigkeit etlicher Wortführer hierzulande“ in nichts nach³⁴. Auch hier sei die „heimische Statisterei wacker am Werk“ — allerdings (so ihre Befürchtung) mangle es offensichtlich „an Phantasie, hier könnten Brandstifter am Hause Österreich tätig sein“³⁵.

5. Vergangenheits-, Bewältigung“ als Apologie „Reinwaschung oder auch Selbstanklage“

Aufarbeitung der Vergangenheit ist für Ilse Leitenberger wesentlich die Angelegenheit eines gesellschaftlichen Oktrois. „Vergangenheitsbewältigung“ ist für sie ein im Grunde bereits abgeschlossener Prozeß: „Jede Familie in diesem Land hat auf ihre Weise ‚Trauerarbeit‘ zu leisten gehabt“, denn: „die Menschen dieser Generationen haben genug erfahren, was Faschismus, ob braun oder rot, mit sich bringt“³⁶. Der NS-„Faschismus“ ist Vergangenheit und damit auch nicht mehr Gegenstand einer ernsthaften Auseinandersetzung, der Kommunismus hingegen verlange jetzt Entscheidungen besonders von den Intellektuellen und um dem Irrtum „der persönlichen Entscheidung entgegen zu können, in dem ein so großer Kreis der amerikanischen wie der europäischen Intelligenz noch immer befangen scheint“³⁷.

Das Urteil im Krupp-Prozeß illustriert für die Kommentatorin der *Salzburger Nachrichten* 1950 nur, in welchem Maße ein aus der Kriegspsychose erwachsener Akt der Politik, ein Urteil auf der Basis der Kollektivschuld, dem Recht ebenso abträglich ist wie der politischen Befriedung³⁸. Ausgehend von der Publikation eines ehemaligen Vorsitzenden der Krupp-Werke, Tilo von Wilmowsky (*Warum wurde Krupp verurteilt*) präsentiert Ilse Leitenberger ihrer Leserschaft einen Katalog apologetischer „Argumente“, die seither immer wieder entgegen allen Ergebnissen, der zeitgeschichtlichen Forschung vorgebracht werden und sich vor allem auf die Zuständigkeit des Gerichts und die Grundsätze des Strafverfahrens beziehen. In Japan hingegen sah sie schon 1948 Zeichen der Hoffnung für eine geglückte Integration

des besiegten Landes in das westliche System und ein Zeichen für die kluge Politik Douglas MacArthurs, dem „Vordringen des Kommunismus Einhalt zu gebieten, um das gestörte Gleichgewicht im Fernen Osten wieder herzustellen“³⁹. Als Zeichen für den Erfolg MacArthurs in der Festigung der inneren Verhältnisse Japans gilt ihr daß „bekannte Nationalisten, die man früher den Kriegshetzern erster Güte zurechnete, sich heute in Freiheit befinden“⁴⁰.

Das Unbehagen an der Aufarbeitung der Vergangenheit hat in Ilse Leitenbergers Denken und Schreiben Tradition. In ihren Kulturberichten aus den späten vierziger Jahren finden die gesellschaftlich/politischen Rahmenbedingungen von Kunst und Kultur nur dann Erwähnung, wenn sie in das Klischee des sich abzeichnenden „Kalten Krieges“ zu passen scheinen. Goethes Geburtsstadt (Frankfurt/Main) und die Stätte seines Wirkens (Weimar) trennt (so ihr Beitrag zur Diskussion um Thomas Mann vom Juli 1949) nicht nur ein „Eiserner Vorhang“, „sondern eine Welt“, die von jedem die Entscheidung verlangen „für oder gegen das Abendland“⁴¹. Die bevorstehende Ernennung Thomas Manns zum Ehrenbürger von Weimar wirft für sie die Frage auf, wie sich dieser zwischen den beiden „Welten“ entscheiden werde. Die Lektüre der Entstehungsgeschichte des Dr. Faustus läßt sie freilich das Ergebnis errahnen, Thomas Mann finde hier nicht nur kein „Wort der Liebe“ beim Verlust seiner Weggenossen (so unter anderem Gerhart Hauptmann). Sein „Roman eines Romans“ sei auch ein Dokument für den „peinlichen business-Eifer“, in dem er ausführlich über die an ihn gestellten tagespolitischen Aufgaben in Rundfunk, Presse oder bei Vorträgen berichte⁴². Ilse Leitenbergers negatives Fazit ist nicht zuletzt dadurch bestimmt, daß sie meint daraus am Ende nur schließen zu können, daß Thomas Mann die „Verurteilung des Nationalsozialismus zu einer Verurteilung des deutschen Volkes“ ausdehnen wolle und sich selbst zum amerikanischen „Parteipolitiker“ degradiere, indem er unter anderem „einen deutschen Wiederaufbau als Gefahr bezeichnet oder Churchills Friedenspolitik kritisieren zu müssen glaubt“⁴³.

Dort, wo es um die Erörterung der faschistischen Vorgesichte Kulturschaffender ginge, schweigt die Kulturredakteurin der *Salzburger Nachrichten* diskret. So sieht sie zum Beispiel in der Verfilmung von Ernst Lothars Roman *Der Engel mit der Posaune*“, an der Schauspieler mitwirkten, die mit Erfolg und ohne Schwierigkeiten sich dem nationalsozialistischen Film zur Verfügung gestellt hatten ein Schauspieler-Ensemble (an der Spitze Paula Wessely) am Werk, „wie es heute wohl kaum ein Land besitzt“⁴⁴. Anderswo freilich weiß sie zu differenzieren: So kann sie Ilse Aichingers Roman *Die größere Hoffnung* —

obwohl das Buch „einzigartige Höhepunkte“ habe — der verwendeten literarischen Mittel wegen nicht recht überzeugen. Der eigentliche Grund der Aversion gegen diese „Geschichte verfolgter Wiener Kinder“, die — so meint sie — „ein ehrliches Bekenntnis trübt, verfälscht, nutzlos werden läßt“, liegt wohl im Thema selbst, wenn Ilse Leitenberger zusammenfassend besserwissend meint: „Gerade das Problem rassistischer Diskriminierung verlangt jedoch wahrhaften Ernst, letzte Konsequenz innerer Aufrichtigkeit, um nicht, wie in diesem Fall lediglich belastend, als lästig beiseite geschoben zu werden.“⁴⁵

Verständlich, daß ihr Eberhard Cyrans *Der Knabe mit der Flöte* (der bei der Kritik auf erheblichen Widerstand stieß) besser gefällt, denn der „rettet sich aus dem Grauen des Krieges in die Unzerstörbarkeit seines Kinderlandes. Aber er rettet sich aus ihm, er geht nicht hindurch“⁴⁶. Nicht weiter hinterfragte Sekundärtugenden wie „Kameradschaft“, „Verantwortlichkeit“ und „Selbstaufopferung“ und der Mythos der „kalten Einsamkeit“ faszinieren die Rezensentin, die abschließend als „Bitte“ der jungen Generation formuliert: „Wieder Fuß fassen, nicht gefragt werden, schweigen dürfen“⁴⁷. Mit selbstkritischer literarischer Aufarbeitung der Vergangenheit hingegen weiß Ilse Leitenberger im Grund wenig anzufangen, und mit der steigenden Präsenz von Büchern, die (wie sie meint) oft durch einen „verdächtigen Eifer nach Reinwaschung oder auch Selbstanklage“ sich auszeichneten, ist — so glaubt sie zu konstatieren — „nicht selten der Wunsch laut geworden, die neue Obrigkeit hätte ihr Schreibverbot einst nicht über Schreiber, sondern über Themen verhängt“⁴⁸.

6. Antikommunismus statt Antifaschismus „Die schrecklichen Vereinfacher“

Dieses bipolare Denken, das nur ein Entweder-Oder kennt, verwehrt es Ilse Leitenberger auch, bei der Einschätzung der Friedensbewegung der frühen achtziger Jahre über ein unkritisches Pauschalurteil zu einer notwendigen Einsicht und kritischen (das heißt auch: selbstkritischen) Stellungnahme zu gelangen. Für sie sind die Vorbereitungen zur großen Friedensdemonstration vom 15. Oktober 1983 und vor allem die engagierte Beteiligung der jungen Generation ein Zeichen für „Staatsverdrossenheit“. Dies erkläre auch, warum „kommunistische Kräfte“ mit einem Massenzulauf anderer autonomer und unabhängiger „Friedenskämpfer“ gegen die Nachrüstung rechnen könnten. Unfähig, das Grundproblem von Rüstung und Aufrüstung auch als ihr eigenes Problem des Überlebens zu begreifen, ist für sie die Friedensbewegung lediglich eine Aktion gegen Amerika, die Sicherheitspolitik des Westens und die Bundesrepublik⁴⁹.

Damit sieht sie sich aber nicht allein, denn selbst „kühl reagierende Beobachter“, die sich der Diskrepanz zwischen „Neo-Holocaust-Ängsten“ und der „politischen Realität“ (Stichwort: Nachrüstung) bewußt seien und die „Hintermänner so vieler Inszenierungen des Protests“ zu kennen meinen, rätseln über die tieferen Gründe der (für Leitenberger) offenkundigen „deutschen Verunsicherung und Realitätsblindheit“⁵⁰.

Die „amtierenden Gurus“ (wer damit gemeint ist, wird nicht verraten) haben — so ihre große Angst — immer noch „Reservemunition an Zukunftsängsten auf Lager“ und könnten auf die Multiplikatoren ihrer „Prophetie“ bauen. Anknüpfend an Walter Hofer (Ordinarius für Weltgeschichte an der Universität Bern) bemerkt sie statt Geschichtslosigkeit in der jungen Generation vor allem Anzeichen von „Geschichtsmaschinerie“. Dafür gebe es — nicht nur in „Deutschland“ — Beispiele in „Hülle und Fülle“⁵¹. Nicht nur in der Bundesrepublik könne, so stellt sie zur Jahreswende 1984/85 anklagend/resignierend fest, „die linke Schul- und Hochschulpolitik samt ihren Protagonisten mit ihrem alljährlichen Output zufrieden sein“ — nicht zuletzt auch deswegen, weil „unkonventionelles politisches Verhalten“ auch von den etablierten Parteien längst in Kauf genommen werde. Mit offenkundigem Bedauern sei festzustellen, daß „Rechtsextremisten“ hingegen „von Anfang an auf Paten und Dolmetscher verzichten“ mußten. Ihr Bild schwanke „zwischen Lächerlichkeit und aus dem Fundus der Großväter heraufgeholt Nazifrazten, als ob die Endphase der Weimarer Ära konservierbar gewesen wäre“⁵².

Permanent sieht Ilse Leitenberger anderswo „Medienfaschisten“⁵³ und die „schrecklichen Vereinfacher“ am Werk, die den Hausverstand des einzelnen „vernebeln“ und damit nicht den Horizont unserer Gegenwart aufklären, sondern „verfälschen“⁵⁴. Sie „blenden“ mit dem Chaotischen des Libanon und rücken die Christen dieses blühenden Landes in den Schatten, sparen hingegen die Mittelostregion, die Ölstaaten, den „iranischen Friedhof“ und auch Afghanistan aus. Das Interesse an den Ereignissen auf dem „Schwarzen Kontinent“ beschränke sich darauf, ihn „allein in seinem weißen Feindbild Südafrika vor Augen zu führen“⁵⁵. Die Massenmedien sind es, die für Ilse Leitenberger das Bild dieses Südafrika prägen und sich — wenn nicht auf „Rassenkrawalle“, so doch „wenigstens auf telegene Persönlichkeiten, inkarniert in der sympathischen Winnie Mandela“, konzentrieren⁵⁶. Nur der „Reformkurs“ der Regierung garantiere auch zunehmenden Wohlstand und damit Einfluß der Schwarzen Südafrikas⁵⁷. Niemand scheine sich im klaren zu sein, welche „sozialen

Folgen“ Sanktionen gegen Südafrika haben müßten. Sie weiß es: „Das Chaos würde herbeigerufen“⁵⁸.

Umgeben von einer Welt des Unverstandes, der der große Durchblick mangelt, verwundert es nicht, daß Ilse Leitenberger auch in der wissenschaftlichen historischen Forschung keinen Lichtblick zu erkennen vermag. Für sie gibt es daher bis heute kein „international anerkanntes Werk“ über Österreich in der NS-Zeit, das „weniger Rechenschaft als Parteinahme“ betreibe. „Wir“ — so meint sie — haben selbst „alles getan, um nur für die fällige Anklage, nicht auch für eine gerechte Beurteilung zu arbeiten“⁵⁹. Wie schwierig Aufarbeitung im konkreten sein kann, ist auch Ilse Leitenberger nicht verborgen: „Aufrichtigkeit in der Vergangenheitsbewältigung zu fördern, ist leicht gesagt, aber schwer getan. Ganz abgesehen davon, daß über vierzig Jahre Legendenbildung eine lange Zeit sind“. So zu lesen in ihrem Kommentar „Schwarze Flecken der Vergangenheit“, der allerdings den Ereignissen in der Sowjetunion gewidmet ist⁶⁰. Ihre große Befürchtung für Österreich: daß durch „zuviel“ an Information eine „klare Sicht“ darauf verhindert werde, „wie schnell sich das Leben ändert, welche Anstrengung die Anpassung daran kostet ...“⁶¹. Ihr Rezept? Die Vergangenheit ruhen zu lassen: „Wir gefallen uns aber ebenso damit, in Kostümierungen von vorgestern Marionetten als lebendige Bösewichter auszugeben, neue ‚Nazis‘ im Augenblick, denn, nicht wahr: der Feind steht immer rechts“⁶².

¹ Zur Biographie Ilse Leitenbergers siehe zusammenfassend: Friedrich Hausjell, *Österreichische Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945–1947)*. Eine kollektivbiographische Analyse ihrer beruflichen und politischen Herkunft. Geisteswiss. Diss. Salzburg, 1985, 613; *Dreizehn, die „Die Presse“ machten, in: Presse und Vertriebe in Österreich*, 11 (1968), 4, 21. Vgl. dazu auch die Bemerkungen Thomas Chorherr zum Rückzug Leitenbergers aus der Position des stellvertretenden Chefredakteurs (*Die Presse intern*) in: *Die Presse*, 31. 12. 1981/1. 1. 1982, 4. Eine autobiographische Darstellung Ilse Leitenbergers findet sich unter dem Titel *Das Ende als Anfang* bei Jochen Jung (Hrsg.), *Vom Reich zu Österreich — Kriegsende und Nachkriegszeit in Österreich, erinnert von Augen- und Ohrenzeugen*. Salzburg, Wien, 1983, 183–192. Ein kurzer biographischer Abriss ist auch im Klappentext zu Ilse Leitenbergers autobiographischem Bericht *Kinderhaus bürgerlich*. Wien, München, Zürich, New York, 1980, nachzulesen.

² *Dreizehn, die „Die Presse“ machten*, 21.

³ Ernst Schmiederer, *Die völkischen Beobachter*, in: *Profil*, 11. 11. 1985, 59.

⁴ Sigrid Löffler, *Keine Befreiung vom Nazigeist*, in: *Profil* 20. 5. 1986, 71.

⁵ Ernst Schmiederer, *Alte Bande*, in: *Profil*, 14. 11. 1988, 83.

⁶ Ebenda.

⁷ Fritz Hausjell, *Auch Journalisten verdrängen. Zur Vergangenheitsbewältigung einer Berufsgruppe*, in: *Wiener Zeitung extra*, 25. 4. 1986, 5.

- ⁸ Leitenberger, *Das Ende als Anfang*, 186.
- ⁹ Ebenda, 187.
- ¹⁰ Ebenda, 188.
- ¹¹ Ebenda, 189.
- ¹² Ebenda, 189f.
- ¹³ Ebenda, 191.
- ¹⁴ Ebenda, 190.
- ¹⁵ Ilse Leitenberger, *Kinderhaus bürgerlich*. Ein Bericht. Wien, München, Zürich, New York, 1980, 167.
- ¹⁶ Ebenda, 167.
- ¹⁷ Ebenda, 175.
- ¹⁸ Ebenda, 176.
- ¹⁹ Ebenda, 176.
- ²⁰ *Der evakuierte Adalbert Stifter*, in: *Salzburger Nachrichten*, 29. 1. 1948, 3 (gez. ILE).
- ²¹ Ebenda, 3.
- ²² Ebenda, 3.
- ²³ Ebenda, 3.
- ²⁴ Ilse Leitenberger, *Schatila und Sabra*. Das Verhängnis einer Mitschuld, in: *Die Presse*, 24. 9. 1982, 3.
- ²⁵ Ilse Leitenberger, *Die zionistische Utopie und Israel als Antwort*. Über die Wechselwirkung zwischen dem Nahostkonflikt und der Krise des Judenstaats, in: *Die Presse*, 4./5. 7. 1981, 5.
- ²⁶ Leitenberger, *Schatila und Sabra*, 3.
- ²⁷ Ebenda.
- ²⁸ Ilse Leitenberger, *Dreist und gefährlich*, in: *Die Presse*, 18. 11. 1986, 1.
- ²⁹ Ebenda.
- ³⁰ *Die Presse*, 25. 3. 1986, 3. Vgl. dazu die Interpretation von Helmut Gruber, „Wir Österreicher“ und „gewisse Kreise im Ausland“: Antisemitische Inhalte und Argumentationen in Kronenzeitung und Presse während des Bundespräsidentenwahlkampfes 1986, in: *Medien & Zeit*, 3 (1988), 3, 17–24.
- ³¹ Ilse Leitenberger, *Ohne Beispiel*, in: *Die Presse*, 25. 3. 1986, 1.
- ³² Ebenda.
- ³³ Ebenda.
- ³⁴ Ebenda.
- ³⁵ Ilse Leitenberger, *Die Inszenierung*, in: *Die Presse*, 11. 04. 1986, 1.
- ³⁶ Ilse Leitenberger, *Wieso Medienfaschismus?*, in: *Die Presse*, 09. 10. 1988, 3.
- ³⁷ Ilse Leitenberger, *To whom it may concern*. In memoriam Francis Otto Matthiessen, in: *Salzburger Nachrichten*, 20. 4. 1950, 8.
- ³⁸ Ilse Leitenberger, *Warum wurde Krupp verurteilt? Legende und Justizirrtum — Ein Akt der Politik — Freispruch wegen Kriegsverbrechen und trotzdem 95 Jahre Gefängnis*, in: *Salzburger Nachrichten*, 1./2. 7. 1950, 5.
- ³⁹ Ilse Leitenberger, *MacArthurs Prokonsulat*, in: *Salzburger Nachrichten*, 11. 12. 1948, 4.
- ⁴⁰ Ebenda.
- ⁴¹ Ilse Leitenberger, *Kreuzweg oder Heimkehr? Zu den Diskussionen über Thomas Mann*, in: *Salzburger Nachrichten*, 23./24. 7. 1949, 9.
- ⁴² Ebenda.
- ⁴³ Ebenda.
- ⁴⁴ *Der Engel mit der Posaune*, in: *Salzburger Nachrichten*, 21. 8. 1948, 12 (gez. ILE).
- ⁴⁵ Ilse Leitenberger, *Das Schweigen zu sich selbst*. Um die dichterische Betätigung der jungen Generation, in: *Salzburger Nachrichten*, 18. 3. 1949, 5.
- ⁴⁶ Ebenda.
- ⁴⁷ Ebenda.
- ⁴⁸ Ilse Leitenberger, *Heimkehr ins Gelobte Land*. Über Franz Tumlers Epos der Tage von 1945, in: *Salzburger Nachrichten*, 23. 12. 1950, 20.
- ⁴⁹ Ilse Leitenberger, *Zerschlagt den Staat!*, in: *Die Presse*, 22. 9. 1983, 1.
- ⁵⁰ Ilse Leitenberger, *Vorgestanzte Profile statt Gesichter*. Die wachsende Angst vor „den Deutschen“, in: *Die Presse*, 1. 12. 1983, 3.U
- ⁵¹ Ebenda.
- ⁵² Ilse Leitenberger, *Das Gesellschaftsspiel*, in: *Die Presse*, 31. 12. 1984/1. . 1985, 1.
- ⁵³ Ilse Leitenberger, *Wieso Medienfaschismus*, in: *Die Presse*, 9. 10. 1988, 3.
- ⁵⁴ Ilse Leitenberger, *Die schrecklichen Vereinfacher*, in: *Die Presse*, 3./4. 8. 1985, 1.
- ⁵⁵ Ebenda.
- ⁵⁶ Ilse Leitenberger, *Wer verhandelt mit Botha?* in: *Die Presse*, 5. 2. 1986, 1.
- ⁵⁷ Ebenda.
- ⁵⁸ Ilse Leitenberger, *Ein Fall des ganzen Westens*, in: *Die Presse*, 24. 7. 1986, 1.
- ⁵⁹ Ilse Leitenberger, *Der präsentierte Wechsel*, in: *Die Presse*, 6. 5. 1987, 1.
- ⁶⁰ Ilse Leitenberger, *Schwarze Flecken der Vergangenheit*. Hülden für Moskaus Geschichtsschreibung, in: *Die Presse*, 01. 06. 1987, 3.
- ⁶¹ Ilse Leitenberger, *Wessen Geistes Väter?* in: *Die Presse*, 24./25./26. 5. 1980, 1.
- ⁶² Ebenda.



**SOZIAL
WISSENSCHAFTLICHE
DOKUMENTATION**

~2,5 Mio. Zeitungs-
und Zeitschriftenartikel
aus 100 Jahren
nach Sachgebieten
gesammelt & geordnet
leicht und sofort zugänglich

SOWIDOK-Datenbank:
600.000 Literaturhinweise ab 1980
gespeichert, abfragbar über die
Informationsvermittlungsstellen
der Nationalbibliothek,
der Bibliotheken der WU-Wien und
der Universitäten Wien, Graz,
Linz, Salzburg und Innsbruck



**SOZIAL
WISSENSCHAFTLICHE
STUDIENBIBLIOTHEK**

260.000 Bücher
und über
1100 Fachzeitschriften
und Tageszeitungen
warten auf Sie!

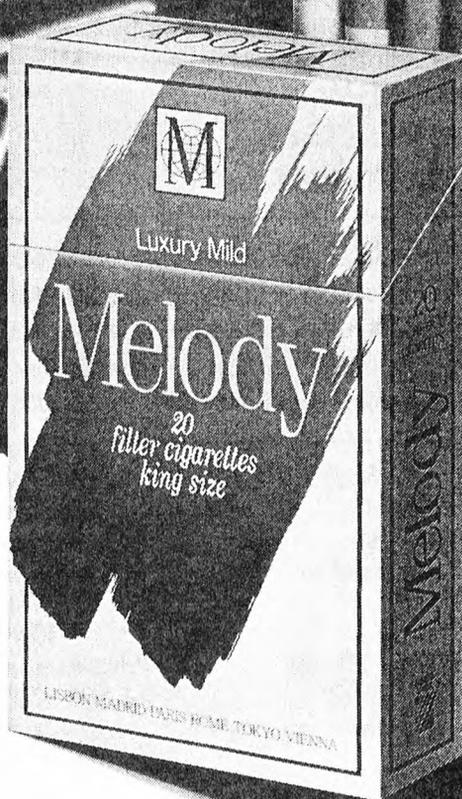
Autorenkatalog
Schlagwortkatalog
EDV-Recherchen
Mikro-Lesegeräte
Münz-Kopierer

Aktuelle Information zu den Sachgebieten:
Wirtschaft – Politik – Gesellschaft
Sozialpolitik – Arbeitswelt – Arbeiterbewegung
Bildung – Kultur – Geschichte
Umweltprobleme – Konsumentenschutz – Recht

**Sozialwissenschaftliche
Dokumentation
der Kammer für
Arbeiter und Angestellte
für Wien
1040 Wien,
Prinz-Eugen-Straße 20–22
Tel. 501 65/2393
Mo–Fr 8–16 Uhr**

**Sozialwissenschaftliche
Studienbibliothek
der Kammer für
Arbeiter und Angestellte
für Wien
1040 Wien,
Prinz-Eugen-Straße 20–22
Tel. 501 65/2452 Auskunft
2352 Lesesaal
Mo–Fr 13–19.30 Uhr
Sa 9–12 Uhr**

GESCHMACK BESTIMMT DIE HARMONIE



TABAKSOUND
IN MILD UND LEICHT

LISBON MADRID PARIS ROME TOKYO VIENNA

OLIVER RATHKOLB

Viktor Reimanns Publizistik zwischen 1945 und 1955

Viktor Reimann, Jahrgang 1915, dessen Vater im Ersten Weltkrieg gefallen war, hatte bereits 1935/36 — obwohl formal Mitglied der Vaterländischen Front — als Mitglied „einer im Chorherrnstift in Klosterneuburg bestehenden, von Karl Scholz geleiteten nationalsozialistischen Zelle“ Kontakte zur illegalen NSDAP. Er wurde nach dem „Anschluß“ in die NSDAP als „Parteiwärter“ übernommen „und betätigte sich dort vom Juli 1938 bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht Mitte April 1940 in der Ortsgruppe Wien-Ruckerhof als Blockleiter“¹.

Seine ideologische Überzeugung war nicht nur in der Mittelschulzeit geprägt worden, sondern auch während seines Studiums an der Universität Wien. Dort vor allem durch den Historiker Heinrich von Srbik und den Literaturwissenschaftler Josef Nadler, beides Leitfiguren der deutschnationalen Bewegung, die sich jedoch ohne äußere Vorbehalte von der NSDAP für ihre politischen Zwecke einspannen ließen². Auch am Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien, wo es eine starke nationalsozialistische Gruppe gab³, wurde Reimann in seinen ideologischen Ansichten noch gestärkt.

Der erste Bruch kam mit den Erfahrungen der deutschen Politik nach dem „Anschluß“ 1938, als österreichische Nationalsozialisten kaum Mitgestaltungsmöglichkeiten in der eigenen Heimat zugestanden bekamen. Für Reimann ausschlaggebend waren — so das Volksgerichtsurteil gegen ihn und einige Mitangeklagte —, daß er „in der zweiten Hälfte des Jahres 1938 ... festgestellt habe, daß er die Ergebnisse, die durch den Nationalsozialismus erzielt seien, habe ablehnen müssen. Seine Opposition betraf namentlich die Frage der persönlichen Freiheit, der Kirchenpolitik und der religiösen Kindeserziehung.“⁴

Es war signifikant, daß sich Reimann einer vorerst inner-nationalsozialistischen Oppositionsgruppe um den Klosterneuburger Chorherrn Roman Karl Scholz, dem als Geistlichem die NSDAP-Mitgliedschaft verwehrt wurde, angeschlossen hatte. Sie wollten nur mit einigen praktischen Auswirkungen des Nationalsozialismus brechen, wie sich an der ursprünglichen Namengebung zeigt: „Deutsche Freiheitsbewegung“. Erst nach dem Angriff auf Polen und der Erkenntnis der negativen Auswirkungen des Krieges wurde diese konspirative Organisation schließlich auf den Namen „Österreichische Freiheitsbewegung“ umbenannt, um zumindest in der „Ostmark“ das

Ärgste zu verhindern.

Umso unverständlicher erscheint Reimanns Antrag vom 15. Mai 1940, in die NSDAP als Mitglied aufgenommen zu werden⁵. Er erhielt auch mit Aufnahme datum 1. Juli 1940 die Mitgliedsnummer 8 115 064 zugewiesen. Doch wurde seine Mitgliedsnummer gelöscht und eine satzungsmäßige Aufnahme verhindert, als bekannt wurde, daß er am 5. Februar 1941 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ als Mitbegründer einer Widerstandsbewegung verhaftet worden war. Dadurch konnte die NSDAP ein Verfahren gegen ein „Parteimitglied“ umgehen.

Reimann wurde wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens zu je 10 Jahren Zuchthaus und Ehrverlust verurteilt — in Anbetracht der nachfolgenden Judikatur gegen Scholz, der zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, ein relativ mildes Urteil⁶. Scholz war insbesondere angelastet worden, aus der Schweiz Schriften gegen Hitler in der „Ostmark“ verbreitet zu haben, wobei die Reise in die Schweiz durch eine von Reimann beschaffte Unbedenklichkeitsbescheinigung ermöglicht worden war.

Im Gefängnis sammelte Reimann seine ersten journalistischen Erfahrungen; als Mitarbeiter der Gefängniszeitung.

Nach Kriegsende von amerikanischen Truppen bei Freising befreit, ging er nach Salzburg, wo er aufgrund seiner Gefängnishaft sofort eine Stelle als Kulturredakteur bei den noch von den Amerikanern selbst herausgegebenen *Salzburger Nachrichten* fand — ohne daß seine ideologische Herkunft und damit mögliche Prädispositionen hinterfragt worden wären⁷. Reimann galt als Opfer des Nationalsozialismus, das er im formalen Sinne auch war. Bereits relativ früh paßte er sich der Gustav Adolf Canaval, der als ehemaliger Propagandafunktionär der Ostmärkischen Sturmcharen und Presseemann des Schuschnigg-Regimes 7 Jahre im KZ gewesen war⁸, vorgegebenen Linie der „Versöhnung mit den ehemaligen Nationalsozialisten“ an. Canaval 1946:

„Ich habe mir die Aufgabe gestellt, meine Leser, unter denen sich naturgemäß viele ehemalige Nazis befinden, wieder zum Glauben an Österreich auf pädagogische Weise herüberzuführen.“⁹

Diese pädagogische Weise entwickelte sich jedoch keineswegs in Richtung einer umfassenden und kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, sondern in Richtung einer permanenten Polemik gegen die „Nationalsozialistengesetzgebung“, d. h. die formale Entnazifizierung, aber auch gegen die Wiedergutmachung. Reimann eröffnete diese Politik mit zwei Artikeln: „Der Soldat fragt den Häftling“ und „Der Häftling antwortet dem Soldaten“. Sie erschienen nur wenige Tage vor dem

Weihnachtsfest 1945¹⁰. Während hier Reimann versuchte, das Renommee des politischen Häftlings einerseits und das angeschlagene Image des Soldaten andererseits auf einen Nenner zu bringen, drückte er sich stets um die Beantwortung der Frage, wer denn eigentlich den Zweiten Weltkrieg ausgelöst hatte. Es gibt nach dem Zweiten Weltkrieg zweierlei Opfer: jene Opfer, die vom nationalsozialistischen Terrorregime als Heerspitze für verschiedenste Aggressionskriege mißbraucht wurden, und jene, die aus politischen und rassischen Gründen verfolgt, inhaftiert und ermordet worden waren. Sicherlich war es einfacher, nur die Opferrolle zu analysieren und nicht das politische, soziale und wirtschaftliche Umfeld. Doch dadurch werden die während des Krieges etablierten Vorurteile und Selbstverständnisse über das Jahr 1945 hinweg in die demokratische Republik perpetuiert.

Sicherlich hatte die Gesetzgebung gegen Nationalsozialisten ihre formalen Schwächen und Ungerechtigkeiten, doch ändern diese nichts am Unrecht, welches die Nationalsozialisten verübt haben. Hier kann es keine Aufrechnung geben.

Im Juli 1947 ging Reimann schon viel weiter: Er verzichtet vollends auf den „politischen Häftling“. Es interessiert ihn nur mehr der „kleine ehemalige“ Nationalsozialist, der jetzt in die Maschinerie der Entnazifizierungsgesetzgebung geriet oder noch in Kriegsgefangenschaft war. Der zuständige amerikanische Zensuroffizier kommentierte Reimanns Artikel vom 4. Juni 1947, der als Redeauszug erschienen war:

„The sentiments expressed give comfort to former Nazis and to people still under the influence of Nazi ideas: to have been a Nazi by conviction is made to appear praiseworthy, to have been an illegal National Socialist was bad, only insofar as it was against the idea of the state. The plea against the difficulties which former Party members undergo includes no mention of the incomparably greater difficulties of the victims of the party. Arguments like these will confirm the belief of the former Nazi that he is a martyr and a victim of an unparalleled tyranny.“¹¹

Die offensichtlichen Verstöße gegen alliierte Pressegesetze wurden jedoch in Zeiten des Kalten Krieges nicht mehr geahndet. Nur einmal, zur Zeit der Chefredaktion Viktor Reimanns bei der Zeitschrift *Die Woge*, erhielt die Zeitung eine Verwarnung. Sie erfolgte eher ungerechtfertigt, weil sie zum „Geburts-tag des Führers“ am 20. April 1946 ein Foto Hitlers, jedoch mit einem polemischen Text versehen, veröffentlichte¹². Hier ging die Sensibilität der Amerikaner manchmal in die falsche Richtung. Reimann versuchte sehr früh, das Märtyrerverständnis der ehemaligen Nationalsozialisten zu stärken, gleich ob sie Schuld auf sich geladen hatten oder nicht. In der *Woge* erfolgte diese vor allem zugunsten der vertriebenen „Volks- und Sudetendeutschen“. Wie lange alte Einstellungen aus den 30er Jahren anhielten, zeigt beispielsweise seine Argumentation

hinsichtlich der „Austreibung“ von über drei Millionen Sudetendeutschen und Deutschböhmern nach 1945. Für Reimann existieren in diesem Zusammenhang nur Opfer; daß es jedoch eine starke faschistische Bewegung (Henlein) unter ihnen gab, daß gegen die Tschechen und Slowaken mit den Nationalsozialisten kollaboriert wurde, wird immer unterschlagen. Hingegen wird immer wieder das Diktat der Siegermächte des Ersten Weltkrieges zitiert. Geschichte ist nicht so einfach, daß man immer schwarz-weiß malen kann, wie es Reimann in dieser Frage bereits 1946 und auch noch 1984 getan hat¹³. Er kommt von bestimmten ideologischen Grundrastern nicht los und reproduziert diese unter Mißachtung historischer Tatsachen.

Wie wenig Reimann mit seinen romantisch-deutschnationalen Wurzeln, die er offen zugibt¹⁴, umgehen kann, zeigt ein weiterer Fall. Er stammt aus der Zeit, kurz bevor Reimann sich endgültig für die Gründung einer Partei, die vor allem die Anliegen der ehemaligen Nationalsozialisten vertreten sollte, einsetzte. Anfang 1949 polemisierte Reimann in einem Artikel in den *Salzburger Nachrichten* gegen den Präsidenten des „Verbandes demokratischer Schriftsteller und Journalisten“, Edwin Rollett, nachdem sich dieser gemeinsam mit 76 anderen Persönlichkeiten aus dem kulturellen und öffentlichen Leben gegen die Wiedereinstellung Professor Nadlers an der Universität Wien aussprach, da dessen ehemals pronationalsozialistischer Einfluß auch auf die Germanistik der Nachkriegszeit Auswirkungen haben könnte¹⁵. In einer wüsten Polemik, die Reimann teilweise mitgestaltete, wurden die Gegner Nadlers und seines möglichen Einflusses an den Pranger gestellt und beschimpft.

In weiterer Folge kam es zu einem Ehrenbeleidigungsprozeß, da Viktor Reimann — nun bereits führender VdU-Nationalratsabgeordneter — und Herbert Kraus, der Gründer des VdU, von Rollett bei einer Pressekonferenz beschuldigt worden waren, nationalsozialistisches Gedankengut in ihrem Parteiprogramm wiederzubeleben. Vor allem die Vorlage eines Leitartikels von Reimann aus der *Neuen Front* vom 6. Oktober 1951, „in dem er erklärte, daß die nationalsozialistische Idee der Volksgemeinschaft einer der Grundgedanken der sozialen Gesinnung des VdU sei“, führte zur Abweisung der Ehrenbeleidigungsklagen in allen Punkten¹⁶.

Bezeichnenderweise schreibt Reimann in seinen politischen Erinnerungen nichts über diesen einst aufsehenerregenden Fall, wobei übrigens Rolletts Verteidiger der spätere sozialistische Justizminister Broda gewesen ist¹⁷.

Ehe noch kurz Reimanns Rolle innerhalb des VdU thematisiert wird, sollen noch einige seiner

Grundpositionen, die er in der unmittelbaren Nachkriegszeit vertrat, analysiert werden. Im Sinne seiner permanenten Polemik gegen die Entnazifizierung schrieb er beispielsweise am 26. Juni 1948 einen Leitartikel mit der Schlagzeile „Ewige Rache“, in welchem er sich über den dauernden „Rachefeldzug gegen alle Deutschen schlechthin“ beklagte und davon sprach, daß „man die Kollektivsühne über das ganze Volk verhängte.“ Mit keinem Wort setzte er sich jedoch inhaltlich mit den Verbrechen des „Dritten Reiches“ auseinander.

Wie bereits erwähnt, lag Reimann mit dieser von ihm besonders aggressiv und pathetisch vorgetragenen Position ganz auf der Linie des Chefredakteurs der *Salzburger Nachrichten*, Gustav A. Canaval. Aber auch Renč Marčič, den Alfons Dalma in die Redaktion gebracht hatte, schrieb von einer „juristischen Irrlehre“, weil das Nationalsozialistengesetz von „dem Gedanken der Kollektivschuld ausgeht, der nicht nach der persönlichen Schuld fragt und die Grundidee des Rechtsstaates — ohne Gesetz keine Schuld, kein Verbrechen und keine Strafe! — mit Füßen tritt.“¹⁸ Marčič hat diesen Artikel nach dem Inkrafttreten eines der Amnestiegesetze geschrieben, doch außer acht gelassen, daß eine inhaltliche Auseinandersetzung im Sinne von Feststellung von Schuld eine wesentlich unangenehmere Situation für viele ehemalige Nationalsozialisten, aber auch Nicht-Parteimitglieder gebracht hätte. Überdies war dieses teilweise „Unrecht“ aufgrund der mechanistischen Strafzuteilung aufgrund der Tatsache der ehemaligen Zugehörigkeit zur NSDAP nicht einmal ansatzweise mit dem vergleichbar, was man als die nationalsozialistischen Greuel zwischen 1938 und 1945 in Österreich und in anderen Ländern bezeichnen könnte. Die Gerichte waren — nicht zuletzt durch eigene Nazifizierung und Kriegsverluste extrem geschwächt — kaum in der Lage, den normalen Prozeßanfall und einige Sonderverfahren politischer Natur zu bewältigen¹⁹.

Reimanns kulturpolitische Kritiken sollen hier ausgeklammert bleiben, da sie in umfassender Weise von Kerschbaumer in seinem Beitrag in der vorliegenden Ausgabe von *MEDIEN & ZEIT* behandelt werden. Nur auf eine Kontinuität soll aufmerksam gemacht werden: Immer wieder versuchte Reimann, das Paradigma der österreichischen illegalen Nationalsozialisten — das übrigens auch von Schuschnigg mißbraucht wurde: „Wir sind doch die besseren Deutschen“ — auch in kulturellen Analysen unterzubringen. Hierin liegt einer der Gründe für seine Opposition gegen die reichsdeutsche NSDAP, die ursprünglich nicht gegen einen „Anschluß“ gerichtet war.

Nach dem Krieg begann Viktor Reimann sehr

vorsichtig, derartige subkutane deutschnationale Traditionen, die auch immer gegen das „Rote Wien“ und den Bolschewismus gerichtet waren, auf ihre Resonanz hin auszuloten. In einem Leitartikel der *Salzburger Nachrichten* im April 1946 präziserte er derartige Vorstellungen, indem er den kulturellen Einfluß Münchens auf Salzburg als „dominierenden“ darstellt, zum Unterschied von der „käuflischen Metropole“ Wien²⁰. Als möglichen Gegenpol für den erneuten „deutschen“ Einfluß nach Öffnung der Grenzen, sah Reimann Salzburg und rief zur Schaffung eines „ehemaligen Zentrums besonderer österreichischer Kultur“ auf.

Der Artikel an sich scheint auf den ersten Blick ein völlig harmloser zu sein, der nach Föderalisierung im Sinne von Zweiteilung des kulturellen Lebens in Österreich ruft. Wer aber die nachfolgende Kulturberichterstattung Reimanns in Rechnung stellt, wird deutlich erkennen, daß es Reimann um mehr ging als um Durchsetzung von Lokalpatriotismen. Hier die Bewahrer der traditionellen „abendländischen Kultur“, dort im Osten die Vertreter der kommunistischen Dekadenz. Daß damals nur die *Österreichische Zeitung* der sowjetischen Besatzungsmacht die Grundtendenz und die Zielrichtung Reimanns erkannt hatte, lag an dessen besonders subtiler und noch genau „abgewogener“ Umsetzung seiner ideologischen Grundpositionen. Die amerikanische Besatzungsmacht hingegen stellte sich — nach massiver Intervention Canavals — hinter Reimann. Letztlich lag eine Stärkung der kulturellen Eigenständigkeit des Westens Österreichs durchaus auf der Linie des kaum begonnenen Kalten Kriegs²¹.

Während Reimann in diesem Zusammenhang darauf hinwies, daß sein Artikel „Der Häftling antwortet dem Soldaten“ vom Organ der steirischen KPÖ nachgedruckt worden war und seine antinationalsozialistische Gesinnung aufgrund seines Widerstandes eindeutig sei, ließ Canaval, der ebenfalls seine KZ-Haft in die Waagschale warf, keine Zweifel daran aufkommen, daß dieser Artikel nur einer in einer langen Reihe sein werde, die den ehemaligen Nationalsozialisten die Furcht vor der Entnazifizierungsgesetzgebung nehmen und ihnen doch wieder einige „bekannte“ Inhalte gegeben sollte. Mit dieser Politik, die Canaval in sehr geschickter Weise in den *Salzburger Nachrichten* bis kurz vor den Wahlen 1949 und ab 1950 wieder betrieb, sollten die vom Krieg betroffenen Leser und Leserinnen in ihrer subjektiven Erlebniswelt bestätigt werden. Das hieß, daß letztlich jede kritische Auseinandersetzung über die Rolle der Österreicherinnen und Österreicher im Zweiten Weltkrieg und im Holocaust unterbleiben „mußte“. Dafür wurden die „Kriegserlebnisse“, neuerlich mit einem positiven Image versehen, reproduziert — meist unter

völligem Realitätsverlust des tatsächlich Vorgefallenen. Die Greuel des Kriegs waren schnell vergessen, dem Ruhm sollten sie untergeordnet werden..

So war es kein Zufall, sondern logische Konsequenz, daß Reimann Erich Kerns Reportage aus dem Rußland-Feldzug (*Der große Rausch*) in fast hymnischen Worten rezensierte²². Kern — mit richtigem Namen Kernmayer — war Pressechef des Gauleiters Bürckel gewesen, Mitglied der SS und des Sicherheitsdienstes, hatte sich jedoch durch Geheimdienstkontakte mit den amerikanischen Besatzungstruppen fast ungeschoren in die Zweite Republik eingekauft²³.

Es war auch kein Zufall, daß Viktor Reimann bei seinen politischen Aktivitäten im Zusammenhang mit der Gründung des Verbands der Unabhängigen (VdU), der sich durchaus als Interessenvertretung der ehemaligen Nationalsozialisten, aber auch der Frontgeneration verstand, mit Leuten vom Schlag eines Kernmayer zusammenarbeitete. Herbert Kraus wollte die Publizität Reimanns, die sich dieser in seinen Tiraden gegen die Entnazifizierung erworben hatte, politisch nützen und gewann ihn als Pressechef für die „neue Partei“ bereits Ende 1948²⁴. Zwar proklamierte Kraus, daß die „Führung nicht bei den Nationalen liegt“, doch in inhaltlichen und personellen Fragen gab es anfangs keine großen Konflikte²⁵. Hatte es anfangs so ausgesehen, als ob Canaval die Gruppe um Kraus und Reimann unterstützen würde, so wandte sich dieser letztlich — sowohl aus persönlichen, als auch aus parteipolitischen Gründen (ÖVP) — vom VdU ab und bekämpfte diesen sogar mit antifaschistischen Argumenten, obwohl er anfangs viele ideologische Inhalte mitgetragen hatte.

In der VdU-Zeitung, die von einem der österreichischen Industriellen, der früher die NSDAP finanziell gefördert hatte, finanziert wurde, mit ihrem martialischen Titel *Neue Front*, der an die Nachkriegszeit anknüpfte, arbeitete beim ersten Umbruch Gerd Bacher mit. Canaval holte ihn dann sofort zu den *Salzburger Nachrichten*. Und der *Salzburger Nachrichten*-Redakteur René Marčić, der in den ersten beiden *Neue Front*-Nummern den „Prozeß der Woche“ verfaßte, erhielt von Canaval Schreißverbot für das VdU-Blatt²⁶.

Reimann, der sehr bald zum stellvertretenden Obmann des VdU aufrücken sollte, bemühte sich in der Zusammenstellung der Redaktion der *Neuen Front* um „liberale“ Ausstrahlung: Neben Reimann wirkte als sein Stellvertreter ein prominenter „großdeutsch eingestellter“ früherer Journalist der *Vossischen Zeitung* mit, der auch in der Kulturpropagandazeitschrift Goebbels *Das Reich* eifrig publiziert hatte²⁷. „Liberalität“ sollte in diesem Zusammenhang Integration der ehemals großdeutschen bürgerlichen Wähler in den VdU bedeuten. Daß diese

„Liberalität“ eine deutschnational definierte war, zeigt sich eindeutig nach dem Studium der Inhalte der *Neuen Front*. In diesem Zusammenhang sei auf die oben zitierte Abweisung der Ehrenbeleidigungsklagen Reimanns und Kraus' gegen Rollett hingewiesen.

Rückblickend erkennt Reimann, daß der eingeschlagene Weg einer ideologisch-demokratischen Integration ehemaliger Nationalsozialisten durch Errichtung einer ihre „Sprache“ sprechenden Partei wohl ein Fehler gewesen war; von seinen wesentlichsten Aussagen distanziert hat sich Reimann jedoch bis heute nicht²⁸.

¹ Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (= DÖW) (Wien): Akt 4145: Anklageschrift, 8f. Vgl. dazu auch Transkript eines Interviews von Fritz Hausjell mit Viktor Reimann, 17. 6. 1986, 1.

² Vgl. zu Srbik vor allem Günter Fellner: *Die Emigration österreichischer Historiker. Ein ungeschriebenes Kapitel in der Zeitgeschichte ihres Fachs*. In: *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*. Hrsg. v. Friedrich Stadler, Wien 1988, 480ff. mit weiterführenden Literaturhinweisen; zu Josef Nadler siehe Sebastian Meissl: *Der „Fall Nadler“ 1945—1950*. In: *Verdrängte Schuld — Verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945—1955*. Hrsg. v. Sebastian Meissl, Klaus-Dieter Mulley und Oliver Rathkolb, Wien 1986, 281ff.

³ Albert Massiczek: *Zweimal illegal*. In: *Verdrängte Schuld*, a. a. O. (Anm. 2), 309ff.; ders.: *Ich war Nazi. Faszination, Ernüchterung, Bruch. Ein Lebensbericht*. Erster Teil (1916—1938). Wien 1988.

⁴ DÖW: Akt 4145, Urteil, 4.

⁵ Der eigenhändig ausgefüllte Antrag Reimanns befindet sich im Berlin Document Center.

⁶ DÖW: Akt 4145, Urteil, 2.

⁷ Vgl. dazu die bei Oliver Rathkolb: *Politische Propaganda der U.S.-Besatzungsmacht in Österreich 1945 bis 1950. Ein Beitrag zur Geschichte des Kalten Krieges in der Presse-, Kultur- und Rundfunkpolitik*. Phil. Diss., Wien 1982 ausgewerteten US-Unterlagen.

⁸ Näheres ebd., 79ff.

⁹ DÖW: Akt 6756/29, Schreiben von Canaval an Martin Fuchs, 1. I. 1946.

¹⁰ Bezeichnenderweise ist in der Eigenpublikation der *Salzburger Nachrichten*. *Immer heute. Anthologie einer Zeitung. 25 Jahre Salzburger Nachrichten*. Hrsg. v. Kurt Paupić, Salzburg 1970, 11, nur der Artikel „Der Soldat fragt den Häftling“ (*Salzburger Nachrichten*, 18. Dezember 1945) abgedruckt worden, nicht aber jener vom 20. Dezember 1945, „Der Häftling antwortet dem Soldaten“. Vgl. dazu auch die folgenden hier publizierten Artikel Reimanns, zum Beispiel auf Seite 16ff. („Der Schlußakt in Nürnberg“ mit einer verdeckten, aber deutlichen Kritik an den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen).

¹¹ National Archives (= NA), Record Group (= RG) 260, Austria, Box 35, File 15, Press Scrutiny Officer, 19. Juni 1947, 2.

¹² Entsprechende Unterlagen in NA, RG 260, Box 99, File 152: die Woge.

¹³ Viktor Reimann: *Die Manipulation der Geschichte*. In: *Neue Kronen Zeitung*, 10. Juni 1984.

¹⁴ Vgl. dazu das Interview mit Hausjell, a. a. O. (Anm. 1) sowie den Leserbrief von Wolf in der *Maur*. In: *Profil*, 30. Mai 1974, 11, als Reaktion auf ein Reimann-Profil im *Profil* vom 2. Mai 1974.

¹⁵ Viktor Reimann: *Ein kritischer Fall*. In: *Salzburger Nachrichten*, 22. Jänner 1949, 5.

¹⁶ Vgl. dazu *Die Presse*, 7. Oktober 1951, sowie zur Hintergrundinformation Ernst Glaser: *Die andere Demarkationslinie*. In: *Die Zukunft*, 5/1952, 159ff.

¹⁷ Viktor Reimann: *Die dritte Kraft in Österreich*, Wien 1980. Auch Kraus nimmt zu diesem aufsehenerregenden Prozeß nicht Stellung (Herbert Kraus: „Untragbare Objektivität“. *Politische Erinnerungen 1917 bis 1987*, Wien 1988).

¹⁸ René Martić in den *Salzburger Nachrichten* vom 5. Juni 1948 — zitiert nach Erich Marx: *Die Anfänge des Verbandes der Unabhängigen in Salzburg*. In: *Salzburg und das Werden der Zweiten Republik*. VI. Landes-Symposium vom 4. Mai 1985. Salzburg 1985, 125.

Martić hatte — so Paupić in: *Immer heute*, a. a. O. (Anm. 10), 16 seine Karriere einer mit juristischen Argumenten verbrämten Polemik gegen die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse (*Grundideen eines Kriegsverbrecherrechtes*. In: *Salzburger Nachrichten*, 22. Mai 1946) begonnen und wurde aufgrund der „positiven“ Leserreaktionen in die Redaktion aufgenommen.

¹⁹ Vgl. dazu Dieter Stiefl: *Entnazifizierung in Österreich*. Wien 1981.

²⁰ Viktor Reimann: *Zwei Städte*. In: *Salzburger Nachrichten*, 9. April 1946, 1.

²¹ Vgl. dazu die Unterlagen in NA, RG 260, Austria, Box 44, File 24.

²² Viktor Reimann: *Der große Rausch*. In: *Salzburger Nachrichten*, 15. März 1949, 5.

²³ Vgl. dazu Reimann, *Dritte Kraft*, a. a. O. (Anm. 17), 116ff.

²⁴ Ebd., 106.

²⁵ Ebd., 107.

²⁶ Ebd., 112.

²⁷ Ebd., 226.

²⁸ Interview Hausjell, a. a. O. (Anm. 1), 2. Teil, 6: „Die Partei war ein Fehler, wie sich herausgestellt hat.“

* * *

Rezensionen

GERHARD VILSMEIER: *Deutscher Antisemitismus im Spiegel der österreichischen Presse und ausgewählter Zeitungen in der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Jugoslawien*. Die Jahre 1933 bis 1938. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris: Peter Lang 1987. 317 S. (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III = Geschichte und Hilfswissenschaften. 334)

Eines gleich vorweg: Diese Arbeit, die an der Ludwig-Maximilian-Universität in München approbiert worden ist, gehört für alle jene zur Pflichtlektüre, die sich mit Kommunikationsgeschichte oder Zeitgeschichte beruflich oder privat auseinandersetzen.

Das Hauptanliegen der vorliegenden Untersuchung konzentriert sich auf die Frage, in welcher Weise legale Presseorgane auf die „deutsche Judenpolitik“ in der Zeit ab der Machtergreifung Hitlers bis 1938 reagiert haben. Die Arbeit gliedert sich in zwei Hauptblöcke: in den Teil „Österreich“ und in den Bereich „Nachfolgestaaten (Ungarn, Jugoslawien, Tschechoslowakei) und Rumä-

nien“. Aus naheliegenden Gründen wird hier dem ersten Teil besondere Aufmerksamkeit zuteil, zumal die antisemitische Tradition Österreichs nach Aussage des Verfassers einen wichtigen Anstoß für seine Arbeit gebildet hat.

Das Hauptaugenmerk gilt der Berichterstattung zur „deutschen Judenpolitik“ in der liberalen *Neuen freien Presse*, die von vielen Zeitgenossen als „verjudet“ angesehen wurde, der katholisch-konservativen *Reichspost* und den im nationalsozialistischen Fahrwasser agierenden *Wiener Neuesten Nachrichten*. Daneben wurden noch andere Blätter zur Analyse dieser speziellen Medienrealität herangezogen, so das Organ der Harand-Bewegung, die *Gerechtigkeit*, das Organ jüdischer Interessen, die *Stimme*, die *Salzburger Chronik*, das *Linzer Volksblatt*, der *Telegraf am Mittag*, das *Wiener Morgenblatt*, die *Neue illustrierte Zeitung*, die *Christlichsoziale Arbeiter-Zeitung*, die *Deutschösterreichische Tageszeitung*, der *Wiener Tag*, die *Stunde*, die *Wiener politischen Blätter*, sowie die *Arbeiter-Zeitung*.

Inhaltlich orientiert sich die Arbeit an folgenden Ereignissen, Aktionen und Zeitabschnitten: 1. „Die Hirtenbrief-Affäre“, 2. „Der Juden-Boycott“ April 1933“, 3. „Das Gesetz zur Wiederherstellung des deutschen Berufsbeamtentums“, 4. „Von den Bücherverbrennungen im Reich bis zum Weihnachtshirtenbrief der österreichischen Bischöfe 1933“, 5. „Die Spanne zwischen 1934 und den ‚Nürnberger Gesetzen‘ September 1935“ und 6. „Die Zeit nach den ‚Nürnberger Gesetzen‘ bis zum Anschluß Österreichs ans Dritte Reich“.

Aus dem letzten Abschnitt seien zwei Kernaussagen herausgegriffen, die sich auf das „Berchtesgadener Abkommen“ vom 11. Juli 1936 (vgl. dazu auch Peter Malina: *Das Juliabkommen 1936*. Eine Presse-Dokumentation. In: *Medien & Zeit*. 1986, 3, S. 18—30) beziehen: „Denn so sehr Schuschnigg auch den Nationalsozialismus ablehnte, wobei die kirchenfeindliche Haltung Hitlers im Reich für ihn eine große Rolle spielte, akzeptierte er diesen Friedensschluß doch bereitwilliger als einen Ausgleich mit den Linken; was aber auch bedeutete, daß sich Österreich und Deutschland in der ‚Judenfrage‘ noch näher rückten,“ (103), „... die gesamte österreichische Großpresse stand unter dem Einfluß der Regierung und hatte Deutschland gegenüber zurückhaltend zu berichten. Auch waren viele Journalisten tatsächlich überzeugt, daß diese Annäherung an Deutschland für Österreich von Nutzen sei, und so reduzierte sich die Kritik an der deutschen Judenpolitik in der österreichischen Presse, die ja schon vor dem Juli-Abkommen recht spärlich war, nun gänzlich auf Null“ (104)

Diese Beurteilung rückt erneut ins Bewußtsein, daß die immer wieder betriebene Heroisierung des Dollfuß-Schuschnigg-Staates als Bollwerk gegen den Nationalsozialismus fadenscheinig ist, ja daß jeglicher Freispruch von Verschulden des Austrofaschismus am „Untergang“ Österreichs im März 1938, der eigentlich schon 1933 mit der Ausschaltung des Parlaments eingeleitet und mit der Zerschlagung des Februar-Aufstandes weiter betrieben wurde, der historischen Wirklichkeit abhold ist. Jegliche Verniedlichung entspricht ihr eben nicht.

So wird man sich in Österreich ebenso auch nach dem „Gedenkjahr“ damit auseinandersetzen müssen, was Vilsmeier beschäftigt und kraft seiner Untersuchung dargelegt hat. Sein Fazit läuft darauf hinaus, daß die österreichische Presse durch ihr zauderndes Verhalten Mitschuld an der „Einverleibung ihres Heimatlandes an Hitler-Deutschland“ beigetragen hat: „Denn es war nur eine lächerlich geringe Zahl von Zeitungen, die den Nationalsozialismus und den Antisemitismus wirklich zu bekämpfen suchten.“ (228)

Wenn es um eine Erklärung von bestimmten Befindlichkeiten in unserer gegenwärtigen Gesellschaft geht, wird man auch die folgende — gewiß primär nachvollzogene — Annahme Vilsmeiers nicht so ohne weiteres „zerreden“ können: „Vielleicht hätten die Westmächte den ‚Anschluß‘ verhindert, wenn sie annehmen hätten

können, daß es sich bei Österreich um ein liberales und souveränes Land handelte und nicht um einen zweiten deutschen Staat, wie es Schuschnigg einmal ausdrückte.“ (Ebd.) Diese Aussage bedarf einer kleinen Korrektur: Schuschnigg hat sich nicht bloß einmal in dieser Richtung geäußert, es war vielmehr die ganz offizielle Position, die nebenbei oft genug von Medien vermittelt wurde.

Damit ist der letzte Punkt allerdings noch nicht erfaßt. Allzusehr nämlich wirkt dieser Teil österreichischer Vergangenheit auf die Gegenwart nach, allzusehr bricht er belastend für das Zeitgespräch, für die „gesprochene Kommunikation“ im Alltag durch, von der Rolle mancher österreichischer Medien einmal ganz zu schweigen (vgl. dazu beispielsweise das Heft 3 der Mitteilungen des Wiener Instituts für Wissenschaft und Kunst aus dem Vorjahr: Ruth Wodak, Rudolf de Cillia: *Sprache und Antisemitismus. Judenfeindlichkeit im öffentlichen Diskurs in Österreich*. 28 S.). Vilsmeier hat sich in seiner Schlußbetrachtung auch keinesfalls auf den Hinweis beschränken können, daß ein großer Teil der österreichischen Bevölkerung in der Ersten Republik starke Resentiments gegen Juden gepflogen hatte. Denn er hatte immerhin zur Kenntnis nehmen müssen, daß sich „selbst ein hoch angesehenen Mann wie der Journalist und Staatsrat a. D. Franz Stamprech ... von diesen Vorurteilen bis heute [Interviewprotokoll vom 20. April 1983] nicht lösen“ konnte. (226)

Daß sich im Rahmen seines zweiten Hauptblocks, der Untersuchung von ausgewählten Medien der Nachfolgestaaten und Rumäniens, ebenfalls Zurückhaltung und Anpassung gegenüber Nazi-Deutschland feststellen lassen müssen, mag manchen Zeitgenossen „tröstlich“ erscheinen. Es darf aber füglich bezweifelt werden, daß solche „Trost-Flügel“ weithin tragen. So breit sind sie allemal nicht, um historische Schuld auf Dauer zu verdecken. Sie dienen bloß dazu, Kleckereien echter Nestbeschmutzer zu decken.

Aus österreichischer Sicht sei zu dieser „Spiegel-Arbeit“ abschließend vermerkt: Sie ruft zugleich das zwar schon oft gebrauchte, nichtsdestoweniger aber hier angebrachte Bild vom „weinenden und lachenden Auge“ hervor. Hinter der engagierten Dissertation steht zwar eine berührend persönliche Erfahrung des Autors aus der Schulzeit — ihm fehlten damals Argumente gegen die Thesen eines Mitschülers, der am „Dritten Reich“ auch positive

Seiten sah —. Sie dokumentiert andererseits aber auch die früher als in Österreich auf breiterer Ebene offen bekundete Bereitschaft, sich unbequemen Fragen zu stellen, die das „Dritte Reich“, den Nationalsozialismus und damit in Verbindung zu bringende gesellschaftliche Erscheinungen betreffen. Insofern kann es nicht verwundern, daß mit dieser Untersuchung auch einem vornehmlich strukturell und viel weniger ideell bedingtem Defizit der österreichischen Kommunikationsgeschichte zu begegnen versucht wurde. In jüngster Zeit zeigen sich freilich bereits respektable Resultate einer „historischen“ Wende der österreichischen Kommunikationsgeschichte, die auch stärkere Einbeziehung zeithistorischer Fragen, insbesondere im Hinblick auf nationalsozialistische Einbrüche, charakterisiert ist. Sie sind mit dem Wandel von bloß antiquarisch-rekonstruierender Historie zur theoretisch-sozialwissenschaftlich orientierten Geschichte verbunden, mit der Abkehr von Deskription und Hermeneutik. Dieser Leistungsaufschwung ist völlig unabhängig von der „Causa prima“ und von so manchen Bedenkllichkeiten, die sich aus der Wahl des derzeit amtierenden österreichischen Bundespräsidenten ergeben. Demotivierend wirken sie aber ebensowenig wie die offizielle Proklamierung des Jahres 1988 zum „Gedenkjahr“. Insgesamt betrachtet, bietet die vorliegende Arbeit einen willkommenen Hintergrund, bislang tabuisiertes oder bloß unbetretenes Terrain mit Hilfe kommunikationstheoretischer Konstrukte zu sondieren und exakt auszumessen, wobei die Propagierung von Antisemitismus durch österreichische Medien im Austrofaschismus ein solches Feld darstellt. Die sich somit selbst geschenkte Chance löst das „lachende Auge“ aus.

Daß die vorliegende Untersuchung ihr zustandekommen, wie der Autor betont, vor allem der Hilfsbereitschaft und Unterstützung von Mitarbeiter/inne/n der Österreichischen Nationalbibliothek verdankt, freut einen Angehörigen dieser Bibliothek umso mehr. Daß es der Verfasser im Rahmen einer studentischen Abschlußarbeit unternommen hat, ein schwieriges Thema couragiert aufzugreifen und dabei den Blick auf große Fehler, Schwächen und Versäumnisse der österreichischen Presse als gesellschaftliches Subsystem des Austrofaschismus zu lenken, nimmt der Rezensent, der sich selbst schon seit längerem mit Fragen der Vermittlung von Antisemitismus durch Medien beschäftigt, mit ganz besonderem Gefallen war.

Wolfgang Duchkowitzsch

CA, die Bank zum Erfolg.



Sein siebentes Lebensjahr beginnt gut mit einem Erfolgssparbuch. Verpackt in die schönsten Zinsen für seine ganz persönliche Schilling-Aufwertung in der CA.



CREDITANSTALT

Rathkolb / Duchkowitsch / Hausjell (Hrsg.)

Die veruntreute Wahrheit

Hitlers Propagandisten in Österreichs Medien



Otto Müller Verlag Salzburg

DIE VERUNTREUTE WAHRHEIT

Hitlers Propagandisten
in Österreichs Medien.

Herausgegeben von Rathkolb,
Duchkowitsch und Hausjell

Otto Müller Verlag Salzburg
520 Seiten, 50 Abbildungen

Das spezielle Angebot für
„Medien & Zeit“-Leser/innen:

nur S 179,-

(+ Versandkosten) statt S 298,- im Buchhandel

Bestellungen bitte an: MEDIEN & ZEIT, 1014 Wien,
Postfach 208

Ich bestelle:

_____ Ex. Rathkolb u.a. Die veruntreute Wahrheit
zum Preis von S 179,- zuzüglich Versandkosten.

Name _____

Adresse _____

Datum _____

Unterschrift _____

Zentrale und hochaktuelle Frage des Bandes quer durch alle Beiträge ist aber: Wie haben sich die Medienmacher, die Journalisten, angesichts des „Anschlusses“ verhalten? Mit Rechtfertigungs- und Verdrängungsmythen räumen die Autoren auf. Sie tragen auch der Tatsache Rechnung, daß gerade die Journalisten als Mittler von Zeitgeschichte eine besondere Rolle innehaben, damals wie heute.

Kurier

Bei Unzustellbarkeit bitte zurück an: Medien & Zeit — 1014 Wien, Postfach 208

P. b. b., Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1070 Wien, 2. Aufgabepostamt 1010 Wien